

pflicht Stüde

Studentenmagazin für Dortmund

052014

DIE FETTE JASMIN
Flirten mit Tinder, Lovoo & Co.

DOCH KEIN PILOT
Wie Berufsträume platzen

#PROTEST
Kein Wille zum Widerstand

NEU AN DER UNI?
15 TIPPS FÜR DEN GELUNGENEN TU-START

SUDOKU

5	7	9				3		
			4					1
	4	2					5	
8	6			9	4			5
9	2	4			8	1		
		5						
	9	1		6	3		8	
	8				7	5		
					1			4

5		6	4		9	7	2	
9			8	6			1	5
		1	7				6	
			6		5			7
	4				8		5	1
			3			2		8
		4		8				
					4			2
	3	9				5		

		4	8		1	7		
							4	
9			7	4			1	2
	6		4	3	8	2		
	9				5		7	
1		3				5	6	
	7	2		5				
					4		5	
	5				6	1		7

IMPRESSUM

Herausgeber

Institut für Journalistik, TU Dortmund

Projektleitung

Prof. Dr. Michael Steinbrecher (ViSDP)

Redaktionsleitung

Sigrun Rottmann

Redaktion

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, Campus Nord, 44227 Dortmund
Tel.: 0231/755-7473, post@pflichtlektuere.com

Redaktionsassistent

Nils Bickenbach

Textchefs

Jonas Gnändiger, Julia Knübel

Fotoredaktion

Stina Berghaus, Thomas Borgböhmer, Miriam Wendland

Illustrationen & Zeichnungen

Simon Schmitz, Nanna Zimmermann

Layout & Grafik

Sarah Breidenstein, Alina Fuhrmann, Arne Schleaf, Martin Schmitz, Philipp Ziser

Redakteure und Reporter

Timo Baudzus, Lisa Bents, Julian Beyer, Janna Cornelißen, Ricarda Dieckmann, Henrike Fischer, Annika Frank, Jonas Gnändiger, Alexander Greven, Pierre-Jean Guéno, Rebecca Hameister, Luisa Heß, Johannes Hülstrung, Carolin Imcke, Julia Knübel, Tobias Kreuzer, Stefanie Luthe, Moritz Makulla, Lara Malberger, Katharina Meier, Hendrik Pfeiffer, Philipp Rentsch, Emmanuel Schneider, Alexandra Selzer, Philipp Ziser

Das dezimierte Grafikteam dankt...

Simon Schmitz für seine langjährige und gute Zusammenarbeit, unserem Covermodel Anna Sander, J.T.'s Ex-Freund J****, Paul Ziser für die mehr oder weniger freiwillig ausgeliehenen Playmobil-Figuren, dem Erfinder des Undercuts und Mario Götze für sein Tor.

P.S.: O Captain! My Captain!

Druck

Hitzegrad Print Medien & Service GmbH
Auf dem Brümmer 9
44149 Dortmund

EINS VORAB

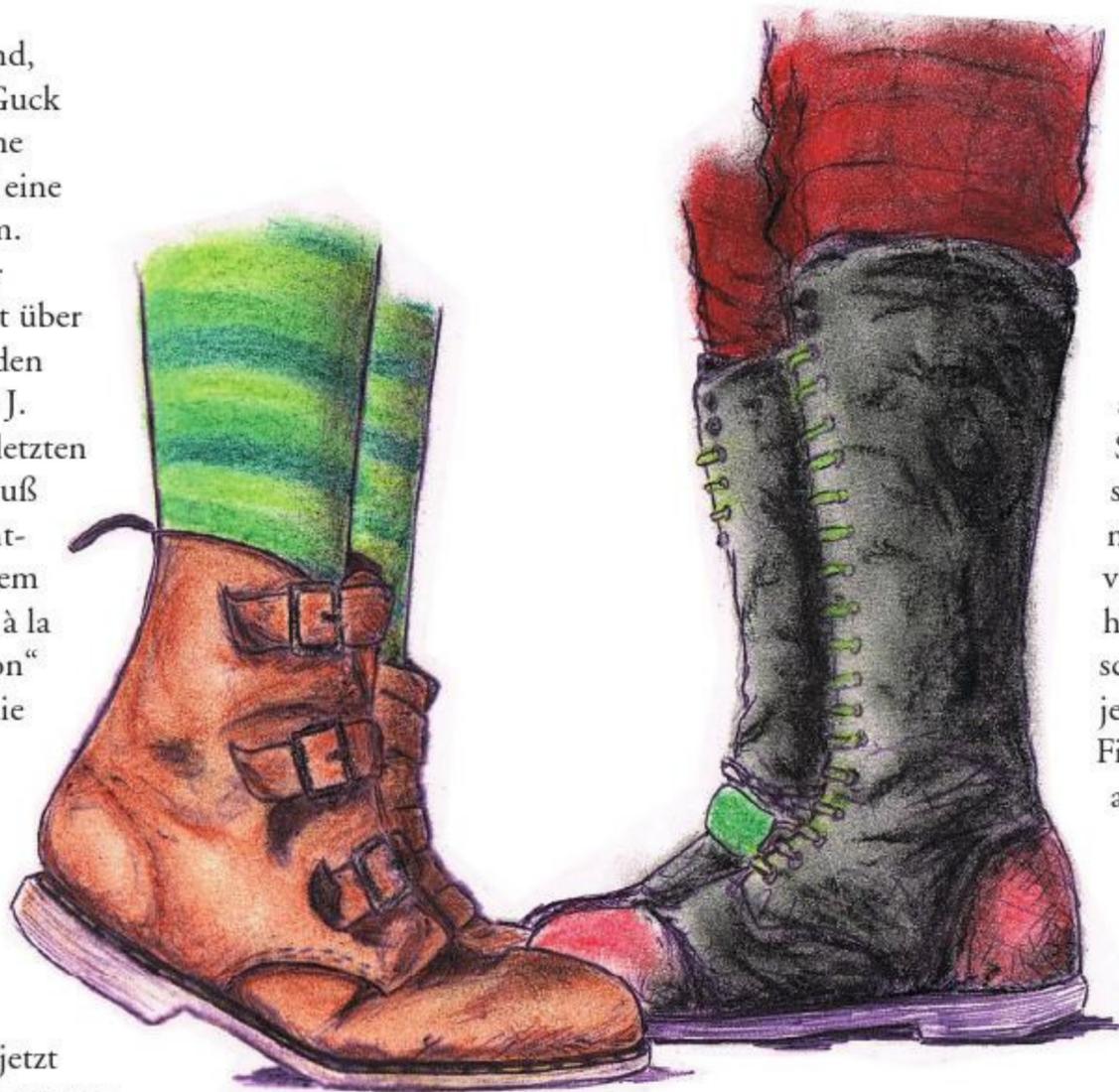
Tinder heißt übersetzt „Zunder“. Entflammt für die populäre Dating-App, die auf dem Prinzip „Wisch und weg“ basiert, ist unsere Autorin aber trotzdem nicht. Sie verliebt sich lieber im richtigen Leben - in Männer, die ihr auf die Füße treten.

TEXTRICARDA DIECKMANN ILLUSTRATIONNANNA ZIMMERMANN

Weißer Hintergrund, pinke Schrift. „Guck mal, ich habe eine Freundschaftsanfrage – und eine Nachricht“, sage ich langsam. Der neugierige Blick meiner Klassenkameradin Anna fällt über meine Schulter hinweg auf den Computerbildschirm. Es ist J. Auf der Tanzschulparty am letzten Samstag ist er mir auf den Fuß getreten. Es folgten: eine Entschuldigung samt charmantem Lächeln, zu viele Gedanken à la „Süß ist er ja irgendwie schon“ und nun, drei Tage später, die virtuelle Annäherung über SchülerVZ. „Was hat er geschrieben?“, will Anna wissen. Ich öffne die Nachricht. Ewige Sekunden des Wartens, denn das Internet hakt mal wieder. Wie blau mein Fuß jetzt sei, will J. wissen. Ich grinse genauso breit wie der Zwinker-Smiley aus seiner Nachricht und klicke auf sein Profil. Lieblingsmusik: Mando Diao, Madsen und Metal-Bands, die ich nicht kenne. Ich bin hingerissen, verliebt auf den ersten Klick. Es ist das Jahr 2008 und ich bin vierzehn Jahre alt.

Vor gerade mal sechs Jahren hatte sich die Welt noch nicht komplett im Netz verfangen. Das Selfie stand nicht im Duden und SchülerVZ im Angesicht von Facebook nicht vor der Kapitulation. Kurz: Der Siegeszug des Internets wurde immer wieder von launischen Modems ausgebremst. Verlieben? Lieber in der analogen Welt. Und wer trotzdem online und auf der Suche nach einem Date war, chattete meist mit einer Bekanntschaft aus der realen Welt. Verkuppeln ließ man sich höchstens von Freunden.

Und heute? Gibt es unter anderem „Tinder“. Und einen Zeitgeist, der es als total normal ansieht, sein Leben durch Apps verwalten zu lassen: Termine, Jogging-Erfolge, das Liebesglück.



Ich gebe zu, dass mein Daumen tatsächlich einige Sekunden lang über dem Feld „Tinder installieren“ schwebte – aber dann doch zurückwich. Warum? Weil ich altmodisch bin. „Tinder“ schafft eine konstruierte Situation, in der der Zufall statt der Hauptrolle nur noch einen Komparsen verkörpert. Zwei Personen hängen an ihren Touchscreens, um die Selfies des jeweils anderen (mit hippen Filtern überlagert, damit auch jede Unreinheit und Ungereimtheit kaschiert ist) mit einer Handbewegung zu beurteilen. Will ich mich so verlieben? Nein. Dann lieber in jemanden, der mir schmerzhaft auf den

Fuß tritt und so in mein Leben stolpert. Und mich dann richtig anlächelt und nicht per Kombination aus Doppelpunkt, Gedankenstrich und Klammer zu.

Was mich erwartet hätte, wenn „Tinder“ doch auf meinem Smartphone gelandet wäre? Pflichtlektüre-Autor Hendrik Pfeiffer hat mit einem Studenten gesprochen, der die „Wisch und weg“-Partnersuche mehrere Monate lang ausprobiert hat. Außerdem hat er einen Experten gefragt, inwiefern sich das Kennenlernen via Online-Dating auf die Qualität einer Beziehung auswirkt. Übrigens: J. lud mich damals zum Eisessen ein. Anschließend saßen wir auf der Terrasse, hörten Mando Diao, Madsen und diverse Metal-Bands. Was daraus wurde? Nichts – nur mein erster, ernster Liebeskummer. Sein Interesse an mir verblich schneller als der blaue Fleck auf meinem Fußrücken. Trotzdem bin ich noch heute überzeugt: Es lohnt sich, darauf zu achten, wer einem auf die Füße tritt – auch, wenn man gerade vertieft die spannenden Geschichten der neuen Pflichtlektüre liest.

INHALT

REIN	IMPRESSUM <i>Hier gibt's Sudokus</i>	02
	EINS VORAB <i>Das erste Date</i>	03
	MOMENTE <i>Zu Ehren Shivas</i>	08

JOB & WISSEN



ENTZAUBERTE HELDEN
Warum doch nicht jeder Pilot wird

INS NETZ GEGANGEN
Dating-Apps im Test

STUDIUM



10 **#STUDENTEN-PROTEST**
Kein Wille mehr zum Widerstand?

14 **MEHR SCHEIN ALS SEIN**
Nur auf dem Papier Student

DER ADMINISTRATOR
Facebook-Admin Dominik im Interview

ABGEFAHREN
Nachtwächterführung in Dortmund

HINGEHÖRT
Urban-Street-Art-Festival

HINGEGANGEN
Brrrrr... es wird kalt!

20

28

30

36

37

38

LEBEN



PFLAUMENWEIN UND RUMTOPF
Oma Liesel brennt Schnaps

TRAUM TÄNZERIN
Jessicas Weg zum Erfolg?

RAUS

NEU AN DER UNI?

Nicht nur Studenten im ersten Semester sind mit dem Einstieg in ihr neues Leben oft überfordert.

Selbst Erfahrenen begegnen im Campusalltag Situationen, in denen sie nicht weiterwissen.

Damit ihr euch in Zukunft besser an der TU zurechtfindet, haben wir für euch nützliche Tipps.

TEXT: LUISA HESS FOTOS: THOMAS BORGBOHMER

Du hast mal wieder verschlafen und findest deshalb keinen **Parkplatz**? Kein Problem. Am besten probierst du es in der Otto-Hahn-Straße. Weitere Parkmöglichkeiten gibt es entlang der Emil-Figge-Straße, des Vogelpothswegs und der Baroper Straße. Gegen fünf Euro Parkgebühr bietet auch das Technologiezentrum Dortmund (Emil-Figge-Str. 80) einen 24-Stunden-Stellplatz. Dir ist die Parkplatzsuche an der Uni zu stressig? Alternativen bieten S-Bahn, Busse, H-Bahn oder das Fahrrad. Genaue Fahrpläne gibt es hier: www.vrr.de

Schon wieder geblitzt? Im Vogelpothsweg und Teilen der Emil-Figge-Straße gilt an Werktagen von 7 bis 19 Uhr ein **Tempolimit** von 30 km/h!

Selbst im digitalen Zeitalter müssen manche Nachrichten noch auf altmodischem Weg verschickt werden. **Briefmarken und Briefumschläge** gibt es am Infopoint in der Hauptmensa oder in der Poststelle in der Nähe des Campus Süd (Baroper Straße 337a). Einen **Briefkasten** findest du im Vogelpothsweg. Pakete können im Uni-Center (Vogelpothsweg 74) abgegeben werden. Eine **Packstation** der DHL befindet sich unterhalb der Mensabrücke im Vogelpothsweg. Den gleichen Service, aber von einem unabhängigen Anbieter (Fraunhofer Institut für Materialfluss und Logistik) bietet der Tower24 beim Technologiezentrum Dortmund (Emil-Figge-Str. 80) an. Hier können Pakete automatisch eingelagert und abgeholt werden – rund um die Uhr, sieben Tage die Woche. Um den Tower nutzen zu können, musst du dich nur online registrieren und erhältst so deine eigene Kundennummer. Die zu leistende Gebühr ist jeweils abhängig vom Versender des Pakets. Für alle näheren Infos: www.tower24.de



werktags
7-19h

Achtung: Teurer Spaß



Pack mer's!

Schon die dritte Vorlesung und immer noch kein Ende in Sicht? Mit einem **Kaffee** bist du wieder fit. Zu kaufen gibt es das Getränk fast überall, der im Chaqwa (Emil-Figge-Str. 50, kurz: EF 50) zählt zu den beliebtesten, aber auch teuersten (1,50 Euro). Den günstigsten Kaffee gibt es an den Automaten in der Zentralbibliothek, im Foyer EF 50 und der Archetri@ auf dem Campus Süd (klein: 0,75 Euro; groß: 1 Euro). Nicht aus dem Automaten, aber trotzdem günstig ist der Kaffee in der Food Fakultät (1,10 Euro).

Du möchtest lernen und brauchst dafür deine Ruhe? In den beiden größten **Bibliotheken**, der Zentral- oder in der Emil-Figge-Bibliothek, findest du am besten einen Platz. In den Klausurenphasen am Ende der Semester solltest du dafür aber früh aufstehen (Öffnungszeiten: Zentralbib: Mo-Fr 7 bis 1 Uhr, Sa-So 9 bis 1 Uhr; EF-Bib: Mo-Fr 8 bis 20 Uhr, Sa 9 bis 16 Uhr).



Lebenselixier!



Bon Appétit!

Es ist 14 Uhr, dir knurrt der Magen, aber du weißt nicht wo du essen sollst? In den **Mensen auf dem Campus Nord und Süd** ist es dafür schon zu spät. Die Alternative: Burger, Currywurst und Pommes in der **Galerie** (Mo-Do: 7:30 bis 16:45 Uhr; freitags: 7:30 bis 16 Uhr) oder Pizza und Pastagerichte in der **Food Fakultät** (Mo-Do: 8 bis 20 Uhr; freitags: 8 bis 19 Uhr). Ebenfalls lecker und vor allem günstig: **Pizza Tec** (EF 76; Mo-Fr 11:30 bis 16 Uhr) und **Bistro-Tec** im Technologiezentrum Dortmund (EF 80; Mo-Fr 7 bis 16 Uhr). Eine Mini Pizza Margarita kostet im Pizza Tec nur 2,90 Euro, eine mittlere 4,20 Euro.



Lebensmittel teilen statt wegwerfen!

Gerade bei viel Stress in der Uni ist Sport der ideale Ausgleich. Um dich für den **Hochschulsport** anzumelden, solltest du dich rechtzeitig informieren. Nach zwei Schnupperwochen jeweils am Anfang der Semester sind bestimmte Kurse anmeldepflichtig. Hier gilt: Wer zuerst klickt, bekommt den Kurs. Die genaue Uhrzeit für die Anmeldung findest du hier: www.hs.tu-dortmund.de



Sport ist gesund!

Du bist es leid, ständig Essen wegschmeißen zu müssen, nur weil du mal wieder zu viel eingekauft hast? Das **Foodsharing-Regal** (Emil-Figge-Str.50) im AstA kann Abhilfe schaffen. Hier können alle Studierenden und Mitarbeiter der TU und der Fachhochschule Lebensmittel, die nicht gekühlt werden müssen, abgeben. Sie dürfen getauscht oder einfach nur verschenkt werden. Öffnungszeiten: Mo-Fr 10 bis 15 Uhr; vorlesungsfreie Zeit: 10 bis 13 Uhr



In den Wohnheimkneipen ist immer etwas los!

Es ist noch unter der Woche, aber du möchtest trotzdem ausgehen? In den **Wohnheimkneipen** ist auch an Wochentagen immer etwas los:

- * Eastend (Ostenbergstr. 99): Montags 21 bis 1 Uhr
- * Figgestube (Emil-Figge-Straße 39): Dienstags 21 bis 1 Uhr
- * Yps (Baroper Straße 335): Dienstags 20:30 bis 1:30 Uhr
- * Spunk (Vogelpothsweg 92): Mittwochs 20 bis 0 Uhr
- * Baröpchen (Emil-Figge-Straße 9): Donnerstags 21 bis 1 Uhr
- * Klub (Meitnerweg 4): Donnerstags 21 bis 1 Uhr
- * Sackbahnhof (Ostenbergstraße 109): Donnerstags 21 bis 1 Uhr

Zum Nachlesen: www.studierbar.de/wiki/Wohnheimkneipen

Du möchtest etwas **ausdrucken oder kopieren**? Fündig wirst du in der Zentralbibliothek, der Emil-Figge-Bib, im AstA-Shop in der Hauptmensa und in der Poststelle auf dem Campus Süd (Baroper Straße 337a). Die günstigsten Schwarz-Weiß-Kopien gibt es in der Zentralbib (A4: 0,0329 Euro). Wenn ihr Hausarbeiten drucken und binden lassen wollt, ist der AstA-Shop die richtige Adresse. A4-, und A3-Dokumente kannst du in der Zentralbibliothek für einen Grundbetrag von 0,01 Euro einscannen. Hierfür stehen insgesamt fünf Scanner im Erdgeschoss zur Verfügung, sowie einer in der Emil-Figge-Bib.

Liebhaber von altem Krimskrams besuchen am besten samstags zwischen 7 und 14 Uhr den **Trödelmarkt** in der Emil-Figge-Straße. Jeder, der etwas verkaufen möchte, darf dies gegen eine Standgebühr machen.



Ob Schreibern oder Kopien: Alles gibts auf dem Campus

Schließfächer zur Aufbewahrung von Wochenend-Reisegepäck, Büchern & Co. bietet die Zentralbibliothek. Dafür notwendig: deine Unicard. Kurzzeitschließfächer sind während der Öffnungszeiten kostenlos nutzbar; allerdings nicht über Nacht. Gebührenpflichtige Studienmaterialfächer können entweder 20 oder 130 Tage lang gebucht werden. Nähere Infos zu Preisen, Öffnungszeiten und allgemeinen Regeln zur Benutzung der Schließfächer findest du hier: www.ub.tu-dortmund.de/service/schliessfachordnung.html



Bisher ist noch niemand verloren gegangen!

Studieren ohne Internet? Unmöglich! Das inneruniversitäre **WLAN-Netz** der TU ermöglicht es dir, (fast) immer vernetzt zu sein. Darauf zugreifen kannst du mittels deines Uni-Accounts. Ein Benutzerkennzeichen und Passwort besitzen alle Beschäftigten und Studierenden an der TU. Betreiber des Funknetzes ist das ITMC, das IT & Medien Zentrum der Uni. Die einzelnen Funknetze, Zugangs-voraussetzungen und Anleitungen gibt es hier: <https://service.tu-dortmund.de/wlan>

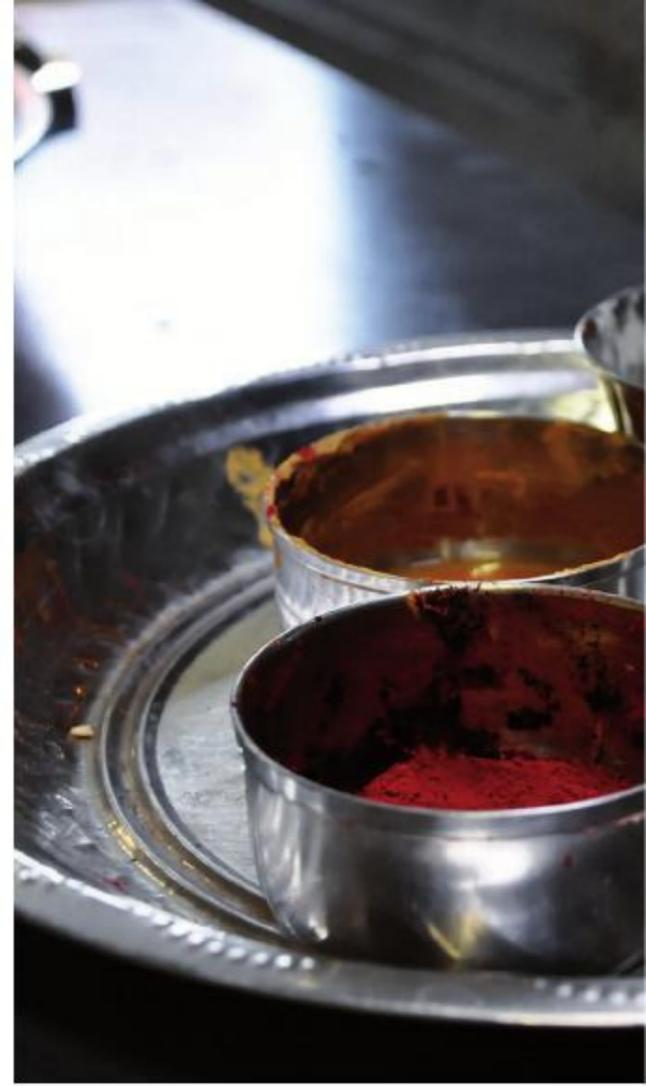


Fast überall zu empfangen: das Uni-Wlan!

Die **Uni-Card** ermöglicht nicht nur günstigere Eintrittspreise in Theatern, Kinos oder Schwimmbädern. Auf dem Campus kannst du mit ihr auch **bargeldlos bezahlen**. Zuvor musst du jedoch erst ein Guthaben auf den Chip der Karte laden. Einen Lageplan mit allen Aufladestationen und weitere nützliche Infos findest du hier: www.ub.tu-dortmund.de/service/druckstation

Mit der Uni-Card kannst du außerdem E-Mails, die mit den E-Mail-Programmen »Thunderbird« oder »Microsoft-Outlook« über den UniMail-Account verschickt werden, mit einer digitalen Unterschrift versehen. Der Studierendenausweis sorgt somit für mehr Sicherheit bei der IT-Nutzung.

Du benötigst technisches Zubehör für einen Vortrag oder eine Spiegelreflexkamera für eine bestimmte Hausarbeit? Im **IT & Medien Zentrum** (Otto-Hahn-Str.12), können Angehörige der TU technische Geräte aller Art ausleihen. Die Buchung erfolgt online über www.itmc.uni-dortmund.de/dienstrechnerzugang/ausleihe.

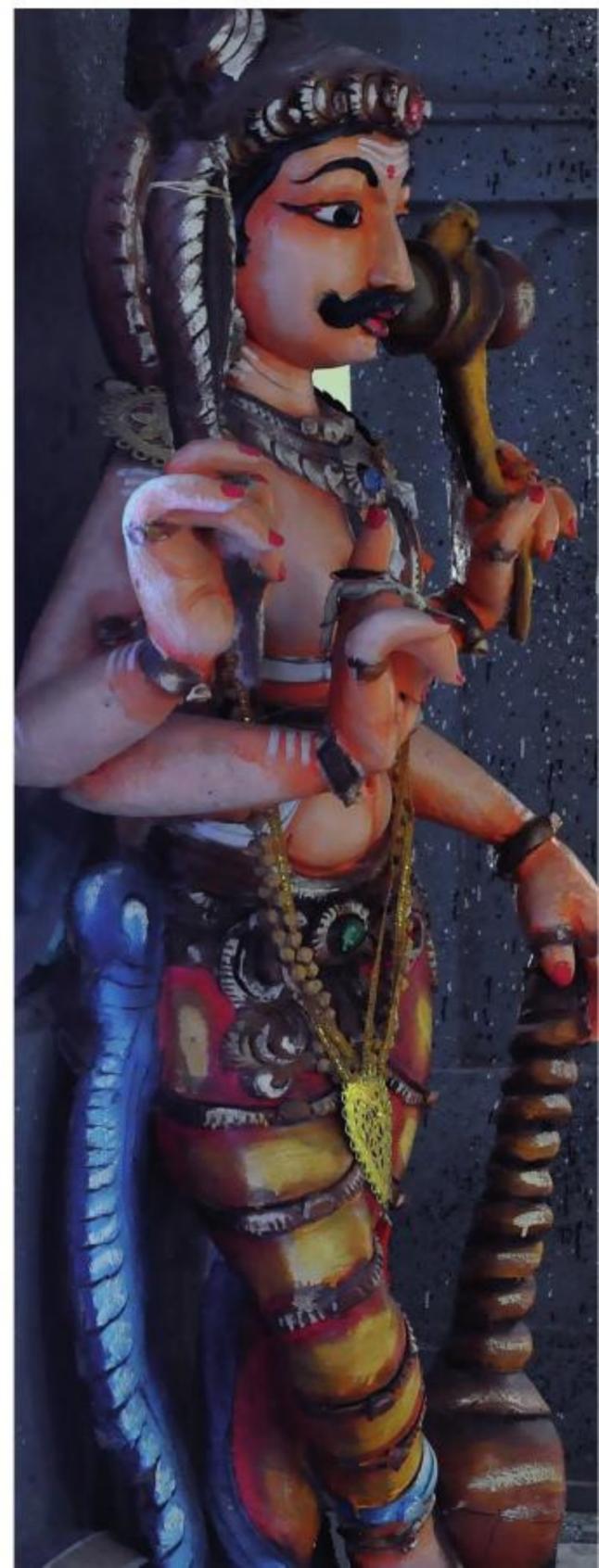




ZU EHREN SHIVAS

FOTOS MARIA SEGAT

Im Inneren des unscheinbaren Kastens in Dortmund-Hombruch verbirgt sich der hinduistische Sivan-Tempel. Ein Besuch.





ENTZAUBERTE HELDEN

Pilot oder Tierärztin – Klassiker, die in Freundschaftsbüchern in der Rubrik „Traumberuf“ stehen. Professor Axel Schölmerich vom Lehrstuhl für Entwicklungspsychologie der RUB weiß, warum nicht nur der Traumberuf Lokführer später schnell auf's Abstellgleis geschoben wird.

TEXT RICARDA DIECKMANN FOTOS MIRIAM WENDLAND & RICARDA DIECKMANN

Warum sind Berufe wie Lokomotivführer, Feuerwehrmann oder Tierärztin bei Kindern so angesagt – der des Finanzbeamten aber nicht?

Natürlich hat diese Beliebtheit damit zu tun, wie konkret die Berufe den Kindern erscheinen. Kinder können sich solche realistischen Berufe leichter vorstellen. Bei Finanzmathematikern bekommen sie nur schwer eine konkrete Idee, woraus deren Arbeitsalltag besteht. Kindern von fünf oder sechs Jahren ist eine Identifikation mit Heldenfiguren sehr wichtig. Früher waren Lokomotivführer Helden und Tierärztinnen ebenfalls. Nach meinem Eindruck ist diese Identifizierung aber zurückgegangen.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

Der Lokomotivführer ist zwar in der kindlichen Wahrnehmung ein mächtiger

Mensch, weil er eine große Maschine bändigt. Wenn ein Kind aber weiß, dass er im ICE sitzt und alle fünf Minuten auf seinen Schlafknopf drückt, dann ist er auf einmal kein Held mehr. Ähnliches betrifft auch den Feuerwehrmann und den Astronauten.

Es ist also so, dass die Medien Bilder von Berufen vermitteln, die nicht mit der Realität übereinstimmen?

Heutzutage haben Kinder viel mehr Einblicke in verschiedene Berufsbilder als früher. Ein Beispiel ist das Phänomen „Topmodel“. In einer britischen Studie gaben über die Hälfte aller britischen Mädchen zwischen zwölf und vierzehn Jahren an, Model werden zu wollen. Daran zeigt sich, wie sehr sich die Kinder mit den Berufsbildern, die in den Medien präsentiert werden, auseinandersetzen. Gleichzeitig tauchen in den Medien

mittlerweile oft Figuren auf, bei denen man gar nicht genau abstecken kann, woraus ihr Beruf genau besteht.

Wie meinen Sie das?

Wenn ich mir eine Fernsehsendung anschau, in der Rechtsanwälte auftauchen, fallen sie dadurch auf, dass sie Anzüge tragen und sich miteinander zanken. Die eigentliche Tätigkeit als Rechtsanwalt ist aber kaum definiert. Das ist auch bei Ärztesendungen der Fall. Früher wurden Fantasiegestalten konstruiert wie Lukas der Lokomotivführer. Sein Beruf ist Bestandteil seines Namens. Er definiert sich darüber, während er mit Jim Knopf unterwegs Abenteuer erlebt. Damit kann sich ein Kind identifizieren. Heute werden diese klaren Linien durch undurchsichtige Profile ersetzt. Die Medien bieten vielfältigere Erscheinungsbilder, die zugleich weniger konkret sind.

„In der Grundschule wollte ich Grundschullehrerin werden, auf dem Gymnasium Gymnasiallehrerin. Schule hat mir immer Spaß gemacht. Man hat viel mit anderen zu tun, ich mag das Soziale daran sehr. Als Lehrer hat man außerdem gute Aussichten auf eine sichere Arbeitsstelle.



Zwischendurch hatte ich auch überlegt, Kunstgeschichte zu studieren, einfach, weil mich das Fach interessiert hat. Letztlich hat mich aber das Lehramt mehr gereizt.“

Maike Stückemann (21), Deutsch und Psychologie auf Lehramt



„Als Kind wollte ich Pilot, Biologe oder Feuerwehrmann werden – diese typischen Berufswünsche eben. Später fand ich auch Koch als Beruf interessant, aber bei den Arbeitszeiten und generellen Arbeitsbedingungen habe ich mich schon gefragt, ob ich das wirklich machen will. Jetzt

studiere ich Wirtschaftswissenschaften und kann mir gut vorstellen, etwas in Richtung Steuerberatung oder Wirtschaftsprüfung zu machen.“

Tristan Piotrowiak (23), Wirtschaftswissenschaften

Welche Unterschiede gibt es zwischen Jungen und Mädchen?

Jungs präferieren tendenziell realistische Berufe, manchmal auch die mit der Führungskomponente, wobei Mädchen eher auf der sozialen Schiene fahren und weniger an der Führungskomponente interessiert sind. In diesem Fall ist es hilfreich, sich die Unterscheidung zwischen systemizing (ordnen) und empathizing (mitfühlen) anzuschauen. Man kann mit jedem Spielzeug auf diese zwei Arten spielen. Einerseits kann man Puppen nehmen und sie der Größe nach sortieren. Andererseits kann man aber auch Spielzeugautos abends nach dem Spielen in Bettchen legen und zudecken. Elternbefragungen bringen hervor, dass es Geschlechterunterschiede gibt. Jungs sind stärker auf der systemizing-Ebene, während Mädchen stärker an empathizing interessiert sind.

Warum wird denn aus dem Feuerwehrmann oft kein Feuerwehrmann sondern etwas komplett anderes, ein Finanzmathematiker zum Beispiel?

Im Jugendalter ist das Verständnis für das, was in bestimmten Berufen eigentlich geleistet wird, besser ausgeprägt als im Kindesalter. Dass man bestimmte Kindheitsberufe loslässt, kann aber auch damit zu tun haben, dass die Berufswahl durch äußere Faktoren eingeschränkt wird. Da tauchen Konflikte auf wie: Bekomme ich die Lehrstelle, die mich interessiert? Kann ich überhaupt das Fach studieren, das ich

studieren will? Außerdem sind Interessen dynamisch und verändern sich stark. Das betrifft auch die Orientierung gegenüber bestimmten Berufsbildern.

Spielt dann der erste Berufswunsch bei der späteren Berufswahl überhaupt noch eine Rolle?

Durchaus. Viele Jungs pflegen in Kindesalter eine exzessive Beschäftigung mit Dinosauriern. Von denen werden nur ganz wenige Paläontologen. Aber möglicherweise entwickelt sich daraus ein Interesse an Vergangenheit und Geschichte oder an Tieren und ihren Verwandtschaftsbeziehungen. Wenn man individuell zurückschaut, ist gelegentlich eine Linie erkennbar, auch wenn der frühere Traumberuf Feuerwehrmann oder Pilot nicht umgesetzt wurde.

Inwiefern haben auch Erwachsene noch Traumberufe?

Es gibt in der Psychologie ein Modell, das aus zwei Hypothesen besteht. Einerseits gibt es die Sozialisationsthese: Die geht davon aus, dass der Beruf eine Person auch in der Freizeit prägt. Man wird also durch den Beruf zu einer Persönlichkeit, mit bestimmten Eigenschaften. Der Steuersachbearbeiter müsste demnach auch in seiner Freizeit sehr korrekt werden. Das ist offenbar keine Hypothese, die wirklich stimmt. Das attraktivere Gegenmodell bildet die Gravitationsthese. Die sieht in den Berufswechseln, die man im Laufe seines Lebens vornimmt, eine Art Gravitationskraft, mit der man von seinem



Ricarda wollte früher Schriftstellerin werden. Das beweisen zahlreiche Freundschaftsbücher der frühen 2000er-Jahre. Als Traumberuf hat sie da nämlich „Astrid Lindgrens Nachfolgerin“ aufgeführt.

persönlichen Ideal angezogen wird. Ich gestalte meinen Beruf so, dass er zu mir passt. Dafür muss natürlich eine gewisse Flexibilität vorhanden sein. Wenn ich mit einem kreativen Drang gezwungen bin, Routinearbeiten zu vollziehen, dann ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass ich den Beruf wechsele. Mit der Zeit wird so eine zunehmende Passung erzeugt - zwischen Eigenschaften des Berufes und Eigenschaften der Person.

Was war denn Ihr Traumberuf als kleiner Junge?

Werksarzt wollte ich werden. Als kleiner Junge fand ich Maschinen, Industrie und die massiven Geräte aus der Schwermetallverarbeitung sehr spannend. Außerdem war mein Vater Arzt und ich wollte unbedingt das machen, was er auch gemacht hat. So entstand der Kompromiss aus beiden Linien – auch, wenn ich nie einen konkreten Eindruck davon hatte, was ein Werksarzt genau macht.



„Wenn ich mich richtig erinnere, wollte ich Lokomotivführer werden. Ich stand schon immer total auf Eisenbahnen, Maschinen und Technik. In der Schule hat sich dann mein Interesse für Naturwissenschaften stark entwickelt und ich habe überlegt, wie ich das mit Technik vereinbaren kann. Chemieingenieurwesen ist daher der passende Studiengang, darin ist nämlich beides enthalten.“



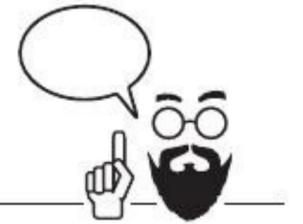
Simon Waldburg (27), Chemieingenieurwesen



„Berufswunsch als Kind? Das weiß ich gar nicht mehr so richtig. Ich kann mich dran erinnern, dass ich gerne Jura studieren wollte, um Anwältin zu werden. Beim Praktikum in einer Kanzlei wurde mir aber klar, dass das nichts für mich ist. Später hat es mich zunächst in eine kreative Richtung gezogen und ich habe eine Ausbildung zur Fotografin gemacht. Was danach folgte, war wieder eine absolute Kehrtwende: Ich studiere jetzt im sechsten Semester Logistik.“

Nina Flunkert (24), Logistik

SAG MAL, PROF



Wie funktioniert Telefonieren?

TEXT LARA MALBERGER FOTOMIRIAM WENDLAND ILLUSTRATION ALINA FUHRMANN

Ein Leben ohne Handy ist für die meisten Menschen heute unvorstellbar. Wir wollen und müssen oft überall erreichbar sein. Vor 200 Jahren war das noch ganz anders: Es gab keine Telefone und erst recht keine Handys. Die Entwicklung einer heute unentbehrlichen Technik fing damals ganz einfach mit dem Morsecode an.

„Die Telefonie wie wir sie kennen, beruht auf der Grundidee der Telegrafie“, erklärt Physik-Professor Claus Gößling von der TU Dortmund. „Mit Morsesignalen konnte man aber nur einfache Nachrichten übertragen.“

Die Signale der Morsetaste werden elektronisch übermittelt: Wird sie gedrückt, entsteht ein Kontakt, wird sie losgelassen, unterbricht er – ähnlich wie bei einem Lichtschalter. Am Zielort werden diese Impulse dann mithilfe des Morsealphabets in die ursprüngliche Nachricht übersetzt. „Die Signale konnten über elektrische Leitungen hunderte Kilometer übertragen werden“, sagt Gößling.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann man Sprachnachrichten zu übertragen. Das war etwas aufwändiger, funktionierte aber im Grunde ähnlich wie mit dem Morsecode. „Dafür musste die Sprache zunächst mit einem Mikrophon aufgezeichnet werden, anschließend wurde sie in ein elektrisches Signal übersetzt. Dieses konnte über ein Kupferkabel auf die Reise geschickt werden“, erklärt Gößling. Am Ziel angekommen wurde diese elektrische Information über einen Lautsprecher wieder in ein akustisches Signal umgewandelt. Damit entstand der erste richtige Vorläufer der heutigen Telefonie. Gespräche zwischen verschiedenen Kontinenten waren da noch nicht möglich, Telefonieren war nach wie vor drahtgebunden. „Das Signal ging durch die elektrische Leitung zu einer Vermittlerstation, von dort wieder durch eine Leitung, bis es letztendlich beim Empfänger landete“, so Gößling.

Um von Europa nach Amerika telefonieren zu können, mussten Seekabel verlegt werden. Das klappte erstmals in der Mitte des 19. Jahrhunderts – allerdings nur mit Telegrafentelegraphenleitungen. Telefonkabel durch den Atlantik funktionieren erst seit etwa 100 Jahren.

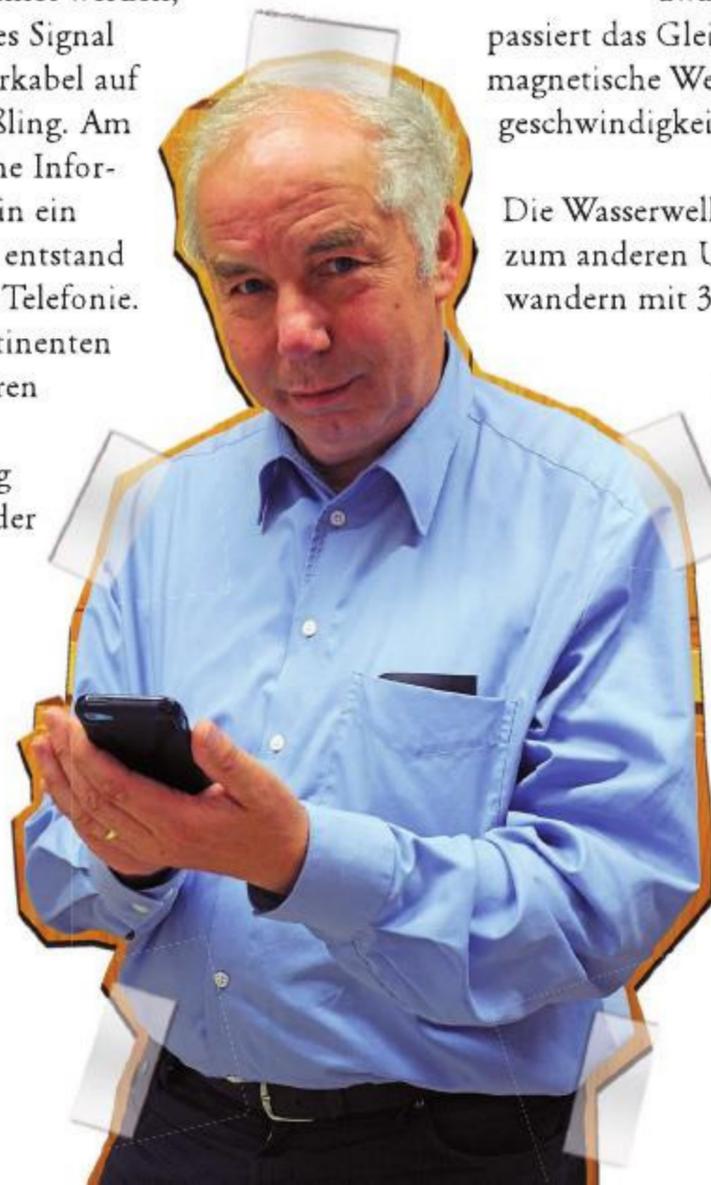
Schon vorher versuchte man den Atlantik mittels Funkübertragung zu überwinden. Das funktionierte zwar, allerdings noch nicht besonders gut. Mittlerweile ist diese Technik so weit, dass unser ganzes Telefonsystem darauf beruht. Ohne Funk könnten wir zum Beispiel unsere Handys gar nicht benutzen. Im Grunde beruht diese Technik immer noch auf dem gleichen Prinzip wie vor über 100 Jahren.

„Dabei wandelt ein Sender die Sprachinformation in elektrische Schwingungen um“, erklärt Claus Gößling.

Diese werden durch elektrische Kabel zu einem Sendemast geleitet. Hier läuft der Strom in Form von kleinen Teilchen, den Elektronen, hoch und runter. Je nach Signal folgen die Elektronen einem bestimmten Takt. Das wirkt sich auf die Luft in der Umgebung aus. Es entstehen unsichtbare elektrische Wellen. Deren Übertragung erklärt Gößling so: „Schmeißt man einen Stein ins Wasser, breiten sich rund herum Wellen aus, das passiert mit einer Geschwindigkeit von zehn bis zwanzig Metern pro Sekunde. In der Luft passiert das Gleiche, nur dass es sich dabei um elektromagnetische Wellen handelt, die sich mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten.“

Die Wasserwellen breiten sich langsam von einem bis zum anderen Ufer aus, die elektromagnetischen Wellen wandern mit 300 Millionen Metern pro Sekunde vom Sendemast zum Empfänger. Dabei sind Sender und Empfänger zwei verschiedene Arten von Antennen. Die Sendeantennen, zum Beispiel Rundfunkmaste, können die elektrischen Signale Tausende Kilometer weit senden. Die Radioantenne dagegen nimmt die elektromagnetischen Wellen aus der Luft auf, genau wie ein Handy. Diese Empfänger wandeln die elektrischen Wellen über einen Lautsprecher wieder in ein akustisches Signal um – unsere Sprache.

Claus Gößling ist Physik-Professor an der Technischen Universität Dortmund.



INS NETZ GEGANGEN

Wer heutzutage nach der großen Liebe sucht, braucht dafür angeblich nur einen Finger zu krümmen. Immer mehr Menschen verknüpfen sich durch Dating-Apps und Kontaktbörsen über das Internet. Die klassische Partnersuche in der Disko bekommt zunehmend virtuelle Konkurrenz.

TEXT HENDRIK PFEIFFER ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN



Ich habe meine große Liebe morgens beim Frühstück gefunden.“ Ein Scherz? Keineswegs. Das Internet macht es möglich. Online-Dating ist in den letzten Jahren besonders in Deutschland stark auf dem Vormarsch. Während im Fernsehen für „Elite-Partner“ und andere Kontaktbörsen geworben wird, erobern auch zunehmend mobile Dating-Apps wie „Lovoo“ und „Tinder“ die App-Stores. Ein Trend, der auch Studenten betrifft.

„Für mich ist es einfach ein simpler und schneller Weg, neue Leute kennenzulernen, in erster Linie natürlich Frauen“, sagt Stefan Weber. Der 21-jährige Sportstudent der Ruhr-Uni Bochum nutzte mehrere Monate lang die Dating-App „Tinder“. Das Prinzip ist simpel: Zuerst legt man einen Radius um den Ort, an dem man sich gerade befindet und das gesuchte Geschlecht fest. Passt eine Person in dieses Raster, wird sie dem Nutzer angezeigt. Dann entscheidet er anhand der Bilder und eines Vorstellungstextes seines ebenfalls bei „Tinder“ angemeldeten Gegenübers, ob er die Person attraktiv findet oder nicht. Dafür genügt ein Wisch nach rechts oder links. Sollte sie ebenfalls interessiert sein, öffnet sich ein Chatfenster mit der Aufforderung etwas „Nettes“ zu schreiben und „nicht schüchtern“ zu sein.

Das Internet gewinnt an Bedeutung

„Ich war erstaunt, wie leicht man mit Frauen in Kontakt treten kann und wie schnell es oft auch zum persönlichen Treffen kommt“, sagt Weber. An seiner Universität und in seinem Freundeskreis sei Online-Dating weit verbreitet und oft ein Gesprächsthema.

Andreas Schmitz ist Soziologe mit dem Schwerpunkt Partnermarktforschung am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Uni Bonn. Für ihn ist der Trend nachvollziehbar: „Das ganze soziale Leben verlagert sich ins Internet. Kauf, Verkauf, Informationsbeschaffung und so weiter.“ So sei es nur logisch, dass sich auch die soziale Interaktion immer stärker im Netz abspiele. In einer Studie stellte Schmitz zudem fest, dass ungefähr

50 Prozent der rund 1800 befragten Menschen einen Vorteil darin sehen, im Netz leichter den Kontakt herstellen zu können, aber auch abubrechen. Eine These, die Weber unterstützt: „Meine Hemmschwelle, Frauen anzuschreiben ist geringer als im echten Leben.“ Außerdem kam Schmitz in der Studie zu dem Schluss, dass die Nutzer neben der Möglichkeit, seinen Wunschpartner genau definieren zu können, die geringeren Kosten im Vergleich zum Ausgehen schätzen.

Das Ziel ist ein persönliches Treffen

Die Nachfrage ist groß, wie zum Beispiel das Wachstum der deutschen Dating-App „Lovoo“ zeigt. Nach dem Start der App im August 2011 gewann sie in weniger als drei Jahren 12,6 Millionen Nutzer. Immer mehr Menschen suchen über das Internet den ersten Kontakt zum vermeintlichen Traumpartner, mit dem Ziel, ihn im echten Leben zu treffen. „Im Idealfall werden nach dem Dialog im Internet Kontaktdaten, wie E-Mail oder Facebook ausgetauscht. Und dann trifft man sich nach dem Telefonieren persönlich“, sagt Andreas Schmitz. Ähnliche Erwartungen hatte auch Stefan Weber zu seiner aktiven Online-Dating-Zeit. „Für mich war das Online-Dating nur der erste Schritt zu einem persönlichen Treffen, sozusagen ein Mittel zum Zweck“, sagt er.

Obwohl Weber schnell mit vielen Frauen ins Gespräch kam, zog er es vor, „Tinder“ zu löschen. „Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass man selbst abstumpft und sich nur noch von einem Bild zum nächsten klickt“, sagt er. „Mich hat es gestört, dass man Menschen mit einem Wisch über das Display abtut.“ Auf der anderen Seite seien Dating-Apps eine angenehme Methode, trotz Zeitmangels Kontakte zu knüpfen. „Durch mein Studium und meine Hobbys habe ich nicht jeden Tag Zeit, rauszugehen und habe „Tinder“ abends nach einem langen Tag gerne für zehn Minuten vor dem Schlafen gehen genutzt“, sagt er.

Ernsthafte Hoffnungen, eine dauerhafte Partnerin zu finden, hatte Weber von Beginn an kaum. „Eine Beziehung, die durch so eine App anfängt, kann man kaum mit einer aus dem echten Leben vergleichen“, sagt der 21-Jährige. Dazu sei der Kontakt im Internet zu oberflächlich. „Aber ich bin mir sicher, dass es relativ einfach ist, eine Frau für schnellen Sex zu gewinnen“, sagt er.



Partnermarktforscher Andreas Schmitz widerspricht ihm: „Es ist nicht so, dass durch die Präsenz des Online-Datings die Bedeutung der Liebe in Frage gestellt wird oder Beziehungen schneller zerbrechen würden.“

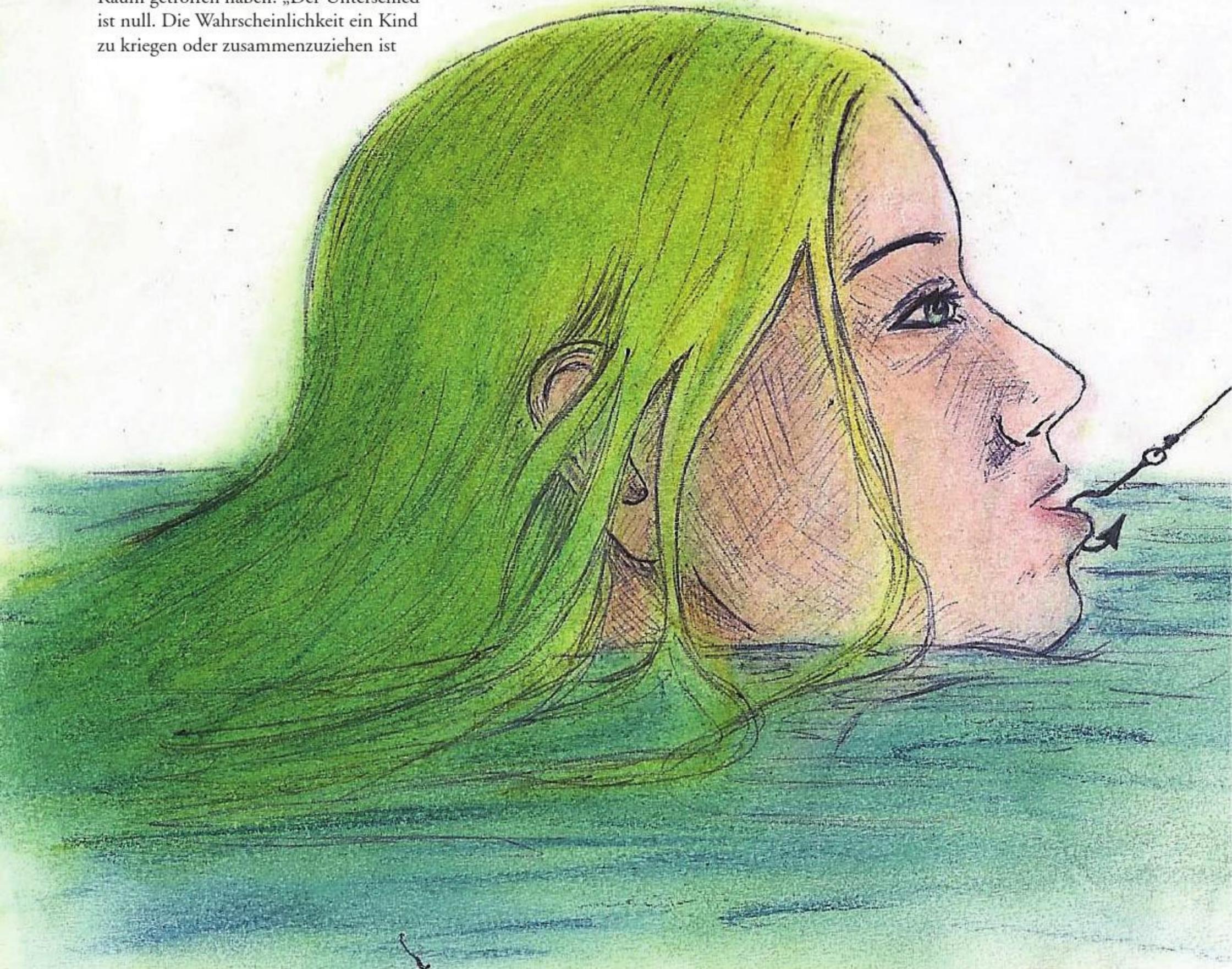
Sexualpartner auf dem Präsentierteller

In einer weiteren Studie verglich er, wie häufig sich Paare sagen, dass sie sich lieben. Die eine Vergleichsgruppe bestand aus Paaren, die sich ausschließlich im realen Leben treffen, die andere aus Paaren, die sich bisher nur im virtuellen Raum getroffen haben. „Der Unterschied ist null. Die Wahrscheinlichkeit ein Kind zu kriegen oder zusammenzuziehen ist

absolut identisch“, sagt Schmitz. Partnerschaften, die sich dauerhaft auf den virtuellen Raum beschränken, seien die Ausnahme. Schon früher seien technische Neuerungen zu Unrecht negativ aufgenommen worden, sagt Schmitz. „Als das Telefon eingeführt wurde, hieß es, es sei gar keine reale zwischenmenschliche Kommunikation mehr möglich. Insofern ist der Reflex, das Internet als etwas Negatives aufzufassen, eine kollektive Naivität unserer Zeit.“ Trotzdem solle man beim Flirt im Internet realistische Erwartungen haben. „Es ist aber auch nicht so, dass jeder Topf einen

Deckel findet“, sagt er. „Aus wissenschaftlicher Perspektive können einige Leute ganz klassisch einen Vorteil generieren und andere Nachteile erleiden, wie in jedem anderen Markt auch.“

Dabei gilt: Online-Dating hat viele Facetten. Athletiktrainer Sebastian K. hat durch seinen Beruf oft Kontakt zu Jugendlichen, die in die Zielgruppe von „Lovoo“ und Co. fallen. Auch er hat online sein Liebesglück gesucht und lernte seine Freundin über ein soziales Netzwerk kennen. Von mobilen Dating-Apps hält der 31-Jährige dennoch wenig: „Sie sind nur eine schöne Bezeichnung,



um neue Sexualpartner auf dem Präsentierteller zu finden. Für viele Leute ist es verlockend, weil es sehr einfach ist und niemand mitbekommt, wenn jemand einen anderen liked“, sagt er. Ihn störe dabei, dass man gleich Dutzende zufällige Kandidatinnen betrachtet, anstatt sich auf eine bestimmte Person zu konzentrieren. „Es ist so, als würde man angeln, aber nicht mit einer normalen Angel, sondern mit einer Handgranate, durch die gleich zehn Fische auf einmal an der Oberfläche schwimmen.“ Anders sehe es bei Singlebörsen aus. „Ich glaube, dass es Leute auf solchen Kontaktbörsen eher ernst meinen und nicht in dem Maße auf schnellen Sex aus sind“, sagt Sebastian.

Fest steht, dass die Partnersuche im Netz weniger dem Zufall überlässt als ein klassischer Diskobesuch. Obwohl Online-Dating in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet ist – besonders in der Mittelschicht – werden soziale Klassenverhältnisse immer wieder reproduziert. Der Grund: Durch die vorher festgelegten Suchkriterien selektiert jeder Nutzer stark vor. „Die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen aus verschiedenen gesellschaftlichen Segmenten aufeinander treffen, sinkt systematisch“, sagt Soziologe

Andreas Schmitz. Während es bei einem normalen Diskobesuch möglich sei, beispielsweise eine sympathische Landwirtin zu treffen und später zu ehelichen, könne es bei der gezielten Internetsuche gar nicht erst zu dieser Begegnung kommen, sofern die Suchkriterien nicht auf die Person zutrafen. „Bestimmte Populationssegmente werden durch die eigene Präferenz einfach ausgefiltert.“

» *Das ist wie Angeln. Nur nicht mit einer normalen Angel, sondern mit einer Handgranate.* «

Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass sich das Online-Profil nicht mit der realen Person deckt. Auf vielen Plattformen können die Angaben der Nutzer frei erfunden werden, ohne dass die Profile verifiziert werden. „Mich haben die Fake-Accounts sehr gestört“, sagt Stefan Weber.

Immer wieder sei er auf falsche Profile gestoßen, die einen teilweise dazu animieren sollten, auf einen Link einer unseriösen Seite zu klicken. „Wenn man sich die Profile aus soziologischer Sicht auf Marktebene anschaut, sieht man, dass Männer im Internet ungefähr drei Zentimeter größer sind als offline und Frauen im Mittel fünf Kilogramm leichter“, sagt Schmitz, der dazu in einer Studie Angaben von 3535 Personen auswertete. Aber es sei in der Regel falsch, anzunehmen, dass Daten in den Profilen weit an der Realität vorbei gehen.

Obwohl Stefan Weber und Sebastian K. heute auf die Partnersuche im Netz verzichten, glauben sie, dass diese Zukunft hat. „Ich vermute, dass es in den nächsten Jahren weiter einen Aufschwung erlebt, hoffe aber, dass es nur ein Nebenprodukt bleibt“, sagt Weber. „Dating ist im Internet einfacher und wird auch weiterhin viele Leute anlocken“, prognostiziert auch Sebastian. „In meinen Sportkursen nutzt es mittlerweile fast jeder der Jugendlichen. Es ist richtig in Mode gekommen.“

Ähnlich sieht es Andreas Schmitz: „Ich glaube, dass Online-Dating mit allgemeinen sozialen Netzwerken verschmelzen wird, auch im Zuge der Verbreitung von Smartphones und anderer Technologie.“ So werde es dazu kommen, dass es für die nächsten Generationen normal sei, ihre Partner im Internet zu finden und es keinen Unterschied mehr zwischen on- und offline geben werde, spekuliert er.

Flirten befindet sich in einer Übergangsphase. „In den älteren Generationen war es einfach nicht üblich, Beziehungen über das Internet zu beginnen. Da will man als junger Nutzer unangenehmen Fragen aus dem Weg gehen“, sagt Stefan Weber. Der Grund: Der Jugendliche von heute ist anders sozialisiert als der morgige. „Unter romantischer Liebe stellt er sich vor, dass es irgendwie passiert. Das kollidiert dann damit, dass man beim Online-Dating zielgerichtet auf etwas zugeht“, sagt Andreas Schmitz. Für ihn ist es nur ein temporäres Problem, denn die kommende Generation werde mit einem anderen Weltbild groß. „Was sicherlich passieren wird ist, dass die Enkel fragen werden: War es nicht total unromantisch, was ihr da im Jahre 2000 gemacht habt? Einfach euren Sitznachbar oder eure Sitznachbarin zu heiraten, wo doch der oder die Richtige irgendwo ist und es heute im Jahr 2050 unsere Aufgabe ist, diese zu finden“, sagt der Soziologe.



Auch Autor Hendrik Pfeiffer zog das Online-Dating während der Recherche in seinen Bann.

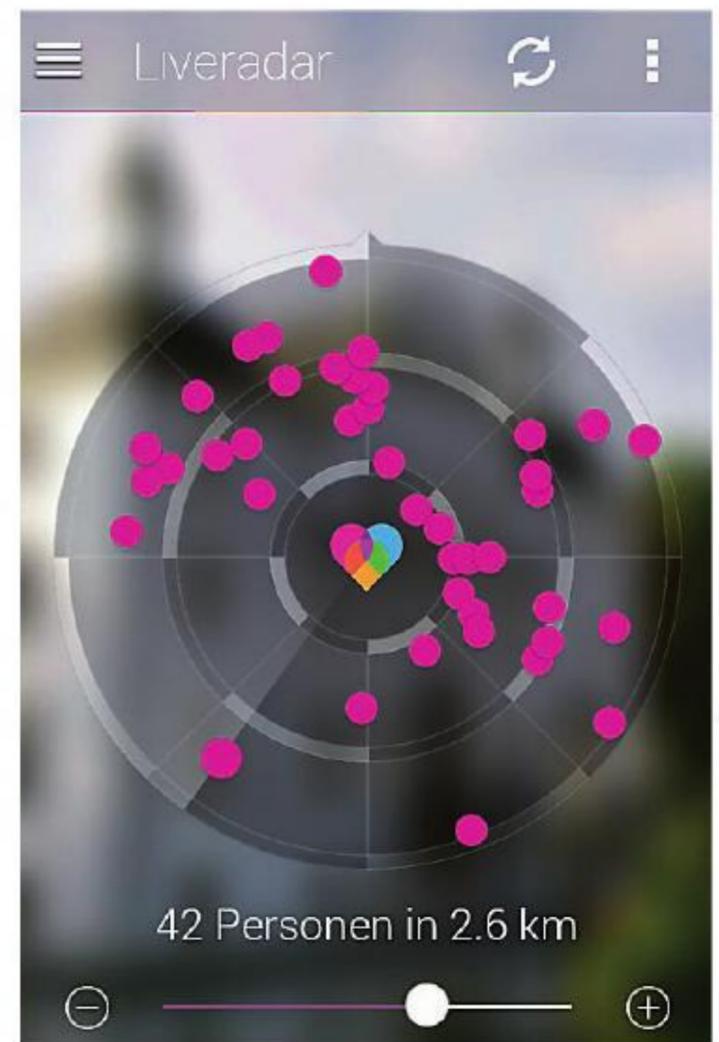
Deshalb testete er es in einem Selbstversuch. Wie erfolgreich er war, könnt ihr auf www.pflichtlektuere.com nachlesen.

Die fette Jasmin

Dating per App - ein Selbstversuch

TEXT HENDRIK PFEIFFER FOTOS HENDRIK PFEIFFER & TINDER

» *Ich fühle mich wie ein Soldat auf einer Militäroperation, der Ziele sondiert. Ein Jäger.* «



Wenn ich mit meinen Freunden unterwegs bin, sprechen wir früher oder später über Freundinnen und Beziehungen. Das war schon so, als wir 13 waren. Eines ist heute jedoch anders: Manche Freunde versuchen der Liebe auf die Sprünge zu helfen – im Internet. Ein alter Schulfreund hat sich gleich mehrere Flirt-Apps zugelegt und erzählt regelmäßig von seinen „Erfolgen“. Es sei so einfach, Frauen kennenzulernen und zu treffen, sagt er. Single ist er trotzdem, denn um eine feste Beziehung geht es ihm beim Online-Dating nicht.

Mit der Zeit haben mich seine Erzählungen neugierig gemacht und ich habe mich in die Online-Dating-Welt von „Lovoo“ gewagt. Eine App, die mit mehr als zwölf Millionen Downloads weltweit zu den beliebtesten Flirt-helfern gehört. Mein Ziel? Schwer zu sagen. Will ich meine Freundin im Internet finden? Ist es ein „Erfolg“, eine Frau unverfänglich zu treffen und vielleicht ins Bett zu bekommen? Möchte ich das überhaupt? Oder will ich nur mitreden können?

Der Einstieg in den virtuellen Partnermarkt ist unkompliziert: Anmelden kann ich mich mit dem Facebook-Account und zurecht finde ich mich schnell. Zuerst bittet mich die App, ein oder mehrere Bilder von mir hochzuladen und standardisierte Fragen zu meiner Person zu beantworten. Ich beschränke mich auf Alter und Beruf (Student) und teile „Lovoo“ mit, dass ich heterosexuell bin.

Interessanter wird es im zweiten Teil. Die erste Frage des Interviews bereitet mir Kopfzerbrechen: „Wonach suchst du?“ Ich kann mich unter anderem zwischen „einer festen Beziehung“ und „aufregenden Dates“ entscheiden. Tja, „was sich eben ergibt“. Doch „Lovoo“ lässt nicht locker. „Wie wichtig ist dir Treue?“ Die hat natürlich „oberste Priorität“. Oder ist ein „kleiner Ausrutscher“ vielleicht doch okay? Spätestens hier wird mir bewusst, dass das Online-Dating einen merkwürdigen Beigeschmack hat. Wer sucht eine Beziehung mit Leuten, die angeben, dass sie nicht treu sind? Ist diese Frage vielleicht sogar das Erkennungszeichen für Menschen die auf One-Night-Stands aus sind? Ich beschließe, die Treuefrage nicht zu beantworten.

Als ich alle Fragen abgearbeitet habe, geht es endlich los: ie vermeintliche(n) Traumfrau(en) kennenlernen. Zuerst öffne ich das „Liveradar“, auf dem alle potenziellen Partnerinnen in der Nähe angezeigt werden. Ich fühle mich wie ein Soldat bei einer Militäroperation, der Ziele sondiert. Wie ein Jäger. Ich klicke mich durch Profile von teils gewöhnungsbedürftigen Menschen mit jeder Menge Metall im Gesicht und merkwürdigen Grimassen, teils von Leuten mit stark bearbeiteten Bildern, die eher Wunsch als Realität zu sein scheinen. Als ich bei einer Frau die 76 Kommentare unter ihrem Profilbild öffne, weiß ich nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Die Bandbreite von schmierigen Komplimenten und Anzüglichkeiten ist enorm. Durch die Anonymität des Internets scheint die Hemmschwelle für schlechte An-

machen zu sinken und es stürzen sich dutzende Männer auf eine Frau. Es dauert nicht lange, bis ich auf „Jenny, 21“ stoße, die ich attraktiv finde. Was nun? Möglichkeiten habe ich genug. Soll ich ihr vorsichtig ein „gefällt mir“ schenken und hoffen, dass sie es erwidert, damit wir ein „Match“ haben? Oder sollte ich so weit gehen, ihr ganz frech ein „Küsschen“ oder gar einen „Fruchtkuss“ zu geben? Einen 500 Credit teuren „Diamantkuss“ kann ich mir nicht leisten, solange ich meine Credits nicht mit realem Geld aufstocke. Ich entschieße mich für das Naheliegende, ihr eine Nachricht zu schreiben. Ich habe Glück: Ihr Postfach ist noch nicht voll und mein „Hi, du siehst sympathisch aus“ kommt durch. Der Jäger in mir wird plötzlich euphorisch. Schnell kommt die Ernüchterung: An Stelle einer Antwort blicke ich auf ein rotes X mit dem Zusatz „Leider kein Interesse“. Bin ich enttäuscht? Irgendwie schon. Ich frage mich gleichzeitig, ob sich ein Korb in einer Disko genauso anfühlt. Nein, im schlechtesten Fall kommt es dort wenigstens zu einem kurzen Dialog.

Unzählige Profile und belanglose Chats später, als ich langsam anfangen, die Flut potenzieller Partner nur noch als undefinierbare Masse wahrzunehmen, blinkt plötzlich eine Chatnachricht von „Jasmin, 20“ auf. Laut ihres Profils haben wir zahlreiche Gemeinsamkeiten, sie schreibt sie sei sportlich und wirkt auf ihren Bildern durchaus attraktiv. Zu meiner Freude findet sie auch mein Profil ansprechend und wir kommen schnell ins Gespräch. Da ich ebenfalls ein passionierter Sportler bin, haben wir ein gemeinsames Thema und tauschen unsere Handynummern aus. Nach einigen Telefonaten vereinbaren wir ein Treffen. Ich frage mich, ob ich nun ein erfolgreicher Online-Dater bin. Zugegeben: Ein wenig stolz bin ich schon.

Auf dem Weg zum Treffen habe ich ein mulmiges Gefühl. Ich bin es nicht gewohnt, eine Person zu daten, die ich gar nicht kenne. Erst jetzt stelle ich mir die Frage, ob ihr Profil überhaupt der Realität entspricht. Warum hat sie auf ihren Bildern nur das Gesicht fotografiert? Etwa um ihren Körper zu verstecken? Als angebliche Sportlerin wäre das doch

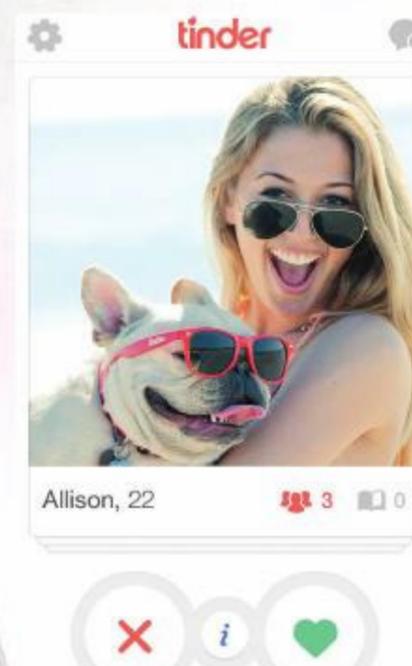
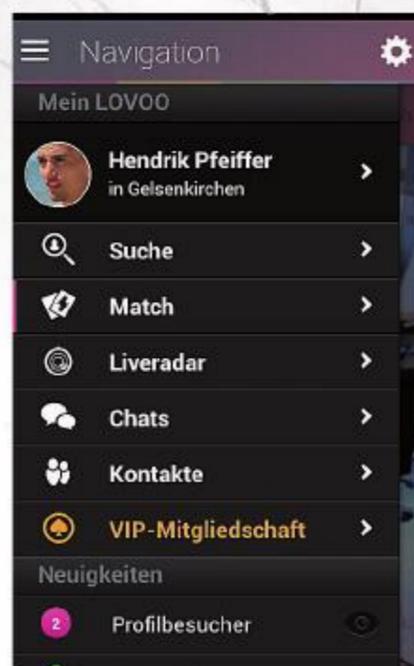
höchstwahrscheinlich gar nicht nötig. Diese Fragen geistern mir auf dem Weg durch den Kopf.

Als ich am Treffpunkt ankomme, hat sich meine Stimmung von Euphorie zu Skepsis gewandelt. Zurecht, wie sich herausstellt. „Jasmin, 20“ ist schon da. Aber nicht die Person, die ich von „Lovoo“ kenne. Mit Sport hat die eher übergewichtige Person wenig zu tun. Ähnlichkeit mit den Fotos aus dem Internet hat sie kaum. Es mag hart klingen, aber ich bin enttäuscht. Im gleichen Atemzug bereue ich meine Gedanken und frage mich, ob ich mittlerweile genauso oberflächlich geworden bin, wie die App selbst. Immerhin waren die Telefonate mit „Jasmin, 20“ sehr angenehm und ich hatte das Gefühl, dass wir auf einer Wellenlänge seien. Ich beschließe deshalb, mir nichts anmerken zu lassen.

Trotzdem unterscheidet sich das Date von allen anderen, die ich bisher erlebt habe. So sehr ich es auch versuche, ich kann mich nicht öffnen. Wir kommen nicht über oberflächlichen Smalltalk hinaus, obwohl sie sich wirklich Mühe gibt. Wir verabschieden uns höflich nach nur einem Getränk. Die Enttäuschung spukt immer noch in meinem Hinterkopf herum und sie scheint das zu spüren. Ihre Hoffnung auf eine Fortsetzung scheint sie aber nicht aufgegeben zu haben. „Meldest du dich heute Abend?“, fragt sie.

Ich sage „Ja“ und denke „Nein“. Es ist das kürzeste Date, das ich je hatte. Auf dem Rückweg habe ich ein schlechtes Gewissen - und da ist noch etwas Anderes: Wut. Worauf? Auf die App, auf ihre falschen Profilangaben, aber auch auf mich selbst, dass ich mich in solch eine merkwürdige Situation gebracht habe.

Am nächsten Morgen habe ich mehrere neue Nachrichten im Postfach. Ob sie mit „Hi“ oder „Na wie geht's“ begannen, weiß ich nicht mehr. Eine kommt von „Jasmin, 20“. Ich öffne sie nicht, breche den Selbstversuch ab und lösche die Flirtapp „Lovoo“. Ob bei ihr deshalb ein rotes X mit dem Zusatz „Leider kein Interesse“ aufblinkt, weiß ich nicht.



#PROTEST!

Wenn man sich auf dem Campus aufhält, merkt man schnell, dass der klassische Protest nicht mehr zum Studentenalltag gehört. Kaum jemand stellt sich mit Plakat und Mikrofon hin und protestiert öffentlich gegen Missstände. Gibt es heutzutage andere Mittel, seine Einstellung kundzutun? Wogegen Studenten heute noch protestieren und warum sie sich Protest kaum leisten können, erklärt Gregor Betz vom Institut für Soziologie an der TU Dortmund.

TEXT MORITZ MAKULLA FOTOS THOMAS BORGBOHMER & STINA BERGHAUS

Herr Betz, wie hat sich der Protest im Vergleich zur 1968er-Bewegung verändert?

Protestiert hat damals vor allem die erste Generation, die den Krieg zum Teil noch, aber größtenteils nicht mehr mitbekommen hat, nachdem das Hauptelend und die unmittelbaren Kriegsfolgen bewältigt waren. Also entstand Mitte und Ende der 1960er Jahre eine Situation, in der die Gesellschaft im Vergleich zur Wirtschaft ein Entwicklungsdefizit aufwies. Es ging sehr stark um Emanzipation, um Individualisierung und darum, sich freier entfalten zu können und sich von der relativ starren Gesellschaft zu lösen. Deshalb sind die 68er auch gerade für unsere Generation faszinierend, weil in diesen Jahren sehr viel erkämpft wurde, von dem wir heute noch profitieren.

Und dieser Protest wurde in erster Linie von Studenten angeführt?

Die Jugend ist immer die Instanz, die Veränderung einfordert, die aufbegehrt und die noch nicht etabliert ist in bestimmten Strukturen.

Ist das heute immer noch so?

Heute wird auf jeden Fall anders protestiert. In den 1960er und 1970er Jahren gab es die letzte soziale Bewegung, die wirklich eine gesamtgesellschaftliche Veränderung wollte. Protest heute richtet sich viel mehr an sehr konkrete, abgesteckte Inhalte und Ziele und gerade bei jungen Menschen geht es wesentlich stärker um Individualinteressen. Das kann man in Dortmund auch feststellen. Jedes Jahr gibt es die Nazi- und Antinazidemos, genau wie die Kundgebung des Deutschen Gewerkschaftsbundes am 1. Mai, aber ansonsten: Wogegen protestieren Studierende? Da fällt mir vor allem ein: Die Gema-Tarifreform. Und Acta. Dabei ging es um das Recht, Musik kostenlos hören zu können und die Freiheit im Internet, welche die jungen Leute gefährdet sahen. Also nicht mehr der großgesellschaftliche Entwurf, sondern wesentlich kleinteiliger.

Es gab auch Proteste gegen die Bildungsreform. Sind bildungspolitische Themen ansonsten eher selten?

Ja. 2005 und 2006 gab es Proteste zu den Studiengebühren. Damals war ich selbst Student und habe Demos organisiert und gemerkt, dass es im Ruhrgebiet sehr schwierig war, die Leute zu mobilisieren.

Warum findet der Protest nicht mehr an den Unis statt?

Studierende leben heute in einer hochgradig individualisierten Welt. Es gibt eine „Bastelexistenz“, weil es unheimlich viele Sinnangebote gibt. Jeder von uns steht auf der einen Seite unter der Freiheit, aber auf der anderen Seite auch unter einem existenziellen Zwang, sich sein Leben aus den vielen Angeboten selbst zusammenbasteln zu müssen. Protest ist ein typisches Trittbrettfahrerproblem. Natürlich kann man etwas an der Gesellschaft ändern und Dinge durch Protest thematisieren, aber wer stellt sich hin und opfert seine Zeit, während es ansonsten darum geht, sich abzugrenzen und besser dazustehen als andere? Ein weiterer Punkt ist die Entwicklung zur Erlebnisgesellschaft: Studenten wollen sich zum Beispiel einen Urlaub leisten können und sich nach außen darstellen durch Facebook, Twitter und WhatsApp. Was postet man da? Vor allem doch, wie toll das eigene Leben ist, die Highlights des Alltags.

Man könnte auch annehmen, dass diese Vernetzung einen positiven Effekt auf Protest hat.

Ohne Facebook wären wesentlich weniger Leute zu den Acta-Protesten gegangen. Das war auf jeden Fall ein gutes Beispiel dafür, wie mächtig das Internet sein kann. Die Leute wurden gut mobilisiert und erreicht, aber es ist eben kein Selbstläufer. Mal funktioniert es, mal nicht. Das Internet ist ambivalent. Ich finde nicht, dass es die Welt automatisch demokratischer macht, denn gleichzeitig gibt es auch ein Überangebot an Protestmöglichkeiten.

Wie genau sieht moderner Protest aus?

Wesentlich kurzlebiger. Die Organisation von Protest professionalisiert sich und vermischt sich mehr mit einem Spaßversprechen. Eine Möglichkeit für erfolgreichen Protest ist, eine hohe Erlebniserwartung hervorzurufen. Ein klassisches Format ist die Nachttanzdemo, die zu der Gema-Tarifreform auch in Dortmund stattgefunden hat.

Wieso gibt es so etwas nicht öfter an der TU Dortmund?

Ich glaube, dass im Ruhrgebiet generell ein höherer Pragmatismus herrscht. Mir ist nicht bekannt, dass in den 68ern große Proteste an den Ruhrgebiets-Universitäten stattfanden, weil es diese natürlich auch noch nicht sehr lange gab. Ich habe das Gefühl, dass die Studierenden im Ruhrgebiet mehr Dinge einfach hinnehmen.

Könnte ich hier eine Protestparty schmeißen und würde viel Anklang finden?

Protest braucht traditionell einfach gestrickte Adressaten und Feindbilder. Ihnen müsste es gelingen, ein Feindbild aufzubauen und plausibel zu begründen. Aber gerade an der Uni, die über eine starke Selbstverwaltung verfügt, wird das schon unheimlich schwierig. Wen wollen Sie da adressieren?

Es gibt Studenten, die aus Angst vor hohen Durchfallquoten lieber das Studium abbrechen, als sich zu beschweren.

Aber gerade das ist eine schwierige Bedingung. In der Regel protestieren Nicht-Betroffene eher. Es gehört nämlich auch unheimlich viel Mut dazu, sich als „Verlierer der Gesellschaft“ eine Schwäche einzugestehen. Es sind also eher nicht die Betroffenen, die protestieren.

Gregor Betz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie an der TU. Er forscht zu sozialen Bewegungen und Eventisierung. Ein aktuelles Projekt trägt den Titel „Protest-Hybride“ und beschäftigt sich mit der Relevanz von Spaß bei Protestereignissen.

UMFRAGE Wogegen habt ihr zuletzt protestiert?



Wogegen hast du zuletzt protestiert?

Zuletzt habe ich mich gegen den rechten Aufstand am Dortmunder Rathaus während des Wahlabends eingesetzt, aber mein Protest war sehr klein: Ich habe bei Facebook die Artikel darüber geteilt und sehe das schon als eine Art von Protest. Also virtueller Cyberprotest.

Was bedeutet moderner Protest für dich?

Eben auch dieser Online-Protest, aber das ist ein sehr schwacher. Ich glaube, die stärkste Form von Protest ist immer noch, auf die Straße zu gehen. Allerdings gibt es immer weniger Menschen, die das tun und bereit sind, sich auf irgendeine Art Gehör zu verschaffen, zum Beispiel, in dem man die Medien einschaltet.

Jonas Zerweck (22), Musikwissenschaften



Wogegen hast du zuletzt protestiert?

Ich setze mich für Amnesty International ein. Da geht es vor allem um Unterschriftaktionen gegen Missstände in der Welt, zum Beispiel Menschenrechtsverletzungen, die angeprangert werden. Und das läuft vor allem über Petitionen. Indirekt mache ich auch Informationsarbeit, organisiere Filmabende oder Infostände, um ein Bewusstsein zu schaffen, so dass sich daraus eventuell noch größerer Protest entwickelt.

Wie sieht moderner Protest für dich aus?

Durch die digitale Welt wird das Ganze extrem vereinfacht. Bei vielen Sachen kann man seine Daten speichern lassen und mit einem Klick unterschreiben. Ansonsten geht es eben vor allem über internationale Aufmerksamkeit, um so Druck zu erzeugen.

Johannes Kremers (23), Sonderpädagogik auf Lehramt



Wofür hast du zuletzt protestiert?

Zuletzt habe ich mich vor allem mit Tierrechten auseinandergesetzt. Am ehesten beschäftige ich mich online damit, protestiert habe ich aber noch nicht.

Wie sieht moderner Protest für dich aus?

Moderner Protest läuft am ehesten über das Internet, weil er sich da schneller verbreiten kann.

Wofür würdest du protestieren?

Ich fände es gut, wenn die Bahnen zur TU Dortmund öfter fahren würden – bei einer Aktion dafür würde ich mitmachen, aber ansonsten gibt es für mich eigentlich keinen Grund zu protestieren.

Anna-Lena Wiltzer (21), Grundschullehramt



Wofür hast du zuletzt protestiert?

Ich habe bislang für noch nichts protestiert und setze mich auch online nicht mit Protest auseinander.

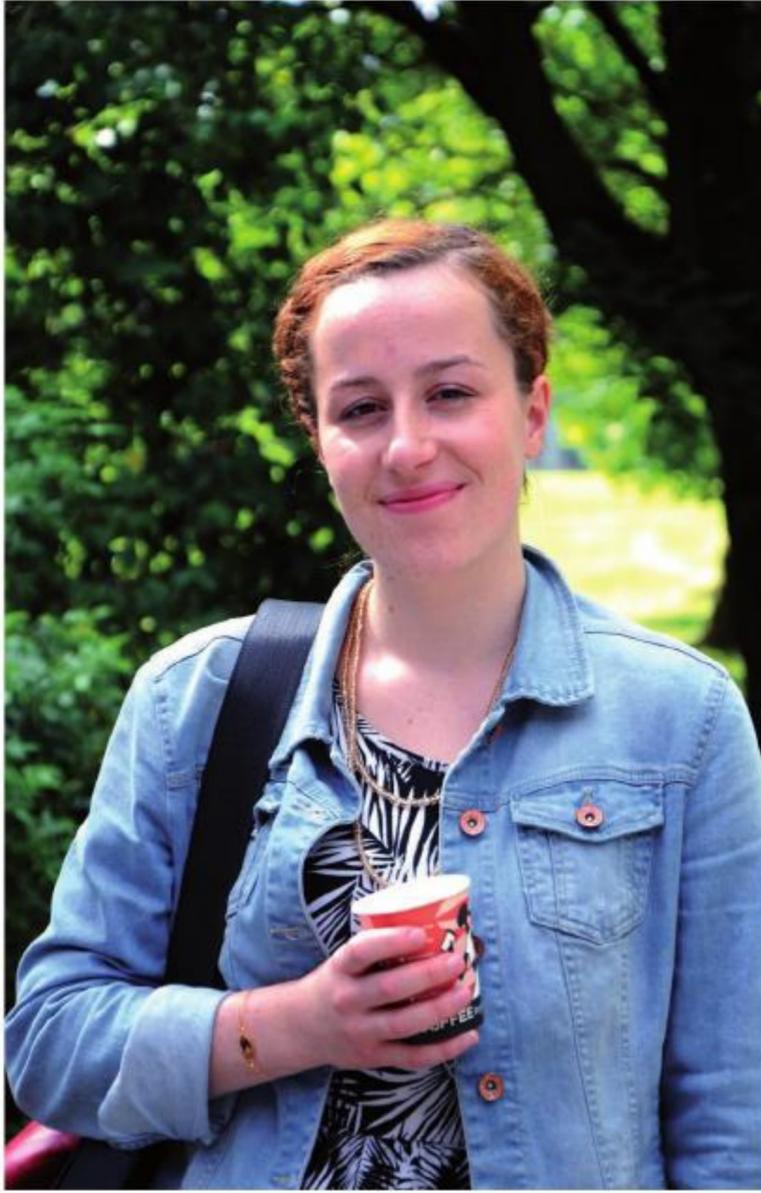
Wofür würdest du protestieren?

Da ich mich zurzeit intensiv mit dem Bafög-Amt streite und mit Prüfungsordnungen herumschlage, würde ich mich auf jeden Fall an Protest beteiligen, wenn es darum ginge, gewisse Dinge an der Uni zu vereinfachen.

Wie sieht moderner Protest für dich aus?

Aufgrund der Vernetzung im Internet glaube ich, dass alles eher medial abläuft. Es gibt zwar immer noch Leute, die sich auf die Straße stellen, aber wahrscheinlich kann ein Protest auch von modernen Medien getragen werden.

Niklas Zander (23), Sport und Deutsch auf Lehramt



Wofür/Wogegen hast du zuletzt protestiert?

Ich habe im Sommer zuletzt ein wenig gegen die WM protestiert. Das liegt auch daran, dass mich Fußball wenig interessiert, aber auch, weil ich nicht in Ordnung finde, was da in Brasilien lief. Wenn man daran denkt, dass Fußball die Länder näher zusammenbringt, finde ich das gut, aber es ging da ja hauptsächlich um Macht und sehr viel Geld. Ich habe insofern dagegen protestiert, dass ich es nicht geschaut habe. Außerdem protestiere ich gegen Primark, weil ich es sehr gruselig finde, was da passiert. Ich kaufe da keine Kleider.

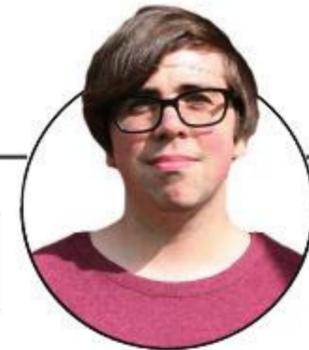
Was bedeutet moderner Protest für dich?

Ich finde, man kann auch protestieren, indem man Sachen nicht tut. Natürlich ist Protest wirksamer, wenn man ihn mit einer großen Masse durchführt, weil große Gruppen einfach sehr stark sind, wenn sie sich gegen oder für etwas verbünden.

Wofür/Wogegen würdest du protestieren?

Ich finde, es ist ein großes Privileg, dass ich studieren darf, aber dieses Studium ist sehr verschult und ich würde manchmal gerne dafür protestieren, dass man wieder mehr Freiheiten bekommt und sich Zeit lässt. Diese sollte man dann nutzen, um zu entscheiden, was man machen will und wer man sein will als Mensch und in seinem Beruf. Und damit man nicht mehr nur Schein hinterher rennt und Punkte sammeln muss. Also wie heute gelehrt wird und auch wie Wissen vermittelt wird.

Marie König (23), Musikjournalismus



KOMMENTAR von Moritz Makulla

Es gibt ihn noch, den studentischen Protest: In Essen wird gegen die Preiserhöhung des Semestertickets demonstriert, in Berlin und anderen Uni-Städten gar der Bildungstreik von 2009 wiederbelebt. Auch die Unterschriftensammlung der Germanistikstudenten an der TU Dortmund ist ein Schritt in die richtige Richtung. Die Aktion unterstützt einen offenen Brief, in dem die Studenten die Lehrbedingungen kritisieren. Trotzdem: Studentischer Protest ist ein aussterbendes Phänomen. Denn Studenten müssen ihre Zeit heute vor allem in zwei Aspekte investieren – ihre Karriere und ihr Image.

Eigentlich sollten Universitäten nicht nur Bildungszentren, sondern auch Orte

sein, an denen sowohl Lehrende als auch Studierende sich kritisch mit aktuellen, gesellschaftsrelevanten Themen auseinandersetzen. Studenten könnten sich in diesem Klima eine eigene Meinung bilden und sich austauschen – soweit der Plan. Die Realität sieht anders aus. Wir Studenten haben vermeintlich wichtigere Dinge zu tun, als Menschen zu mobilisieren, mit Megafon und Plakaten über den Campus zu ziehen. Durch die Verschulung des Studiums ist es für uns nur schwer möglich, sich auf dem Campus auf etwas anderes zu konzentrieren als den Lernstoff.

Für die altmodischen Demos bleibt somit keine Zeit mehr. Immerhin bieten auch Internetplattformen wie Facebook die

Möglichkeit, die eigene Haltung mit wenigen Klicks nach außen zu präsentieren. Aber wem nutzt es wirklich, wenn wir Videos mit dem Titel „Ach wie schrecklich! Bitte teilen!“ kommentieren? In erster Linie unserem Gewissen. Und unserer Selbstdarstellung.

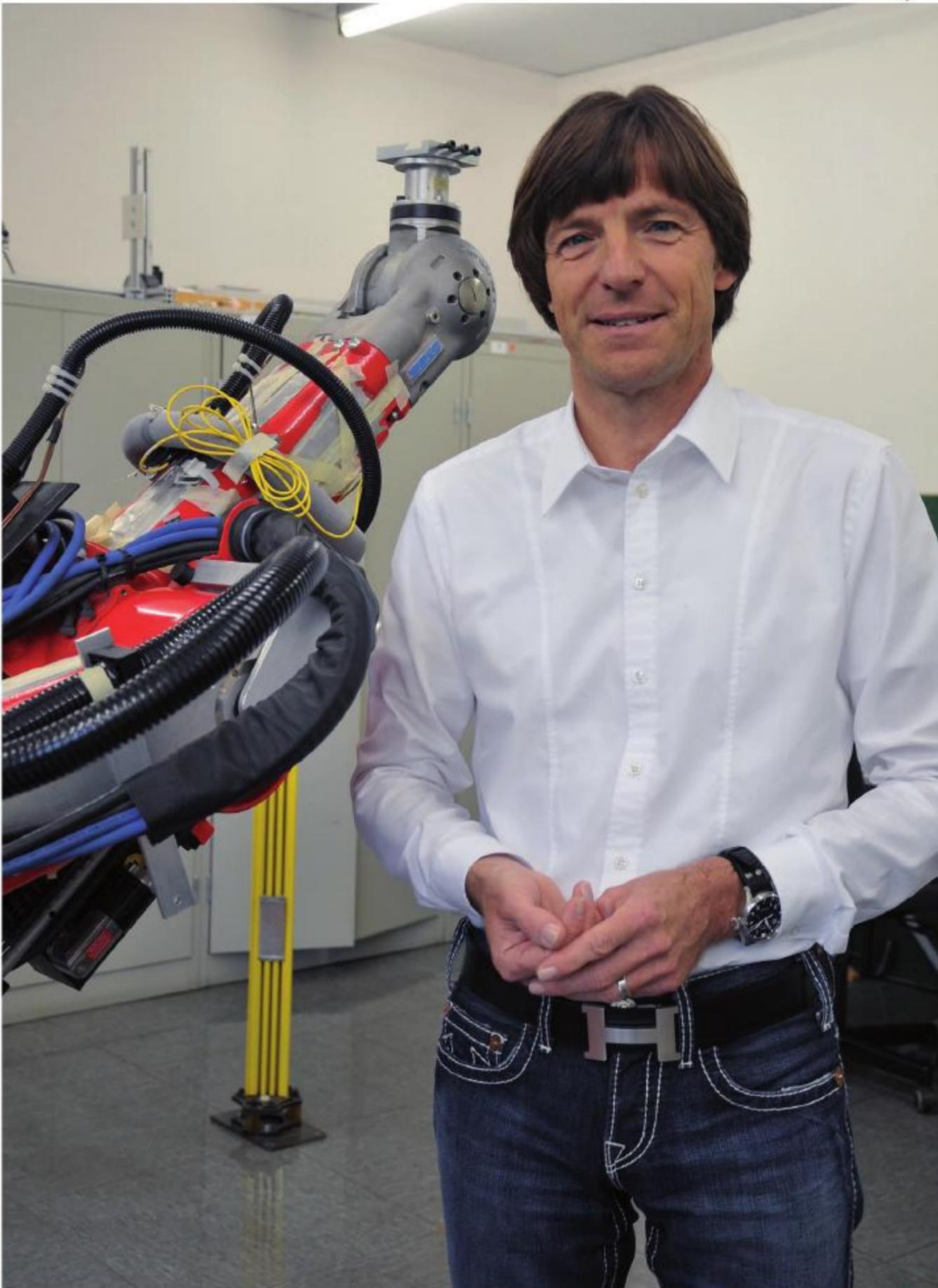
Statt Lippenbekenntnissen und Imagepflege sollten wir an der Uni aktiv unsere Meinung vertreten – und uns wieder mehr Zeit für den klassischen Studententest nehmen.



STUDIERN MIT STIL

Pullunder oder Lederhose, Irokese oder Kurzhaarschnitt: Auf der Suche nach dem perfekten Uni-Dress haben wir fünf TU-Dozenten um modischen Rat gefragt. Denn gutes Aussehen kann manchmal schon die halbe Note sein.

TEXT ALEXANDRA SELZER FOTOS MIRIAM WENDLAND & ALEXANDRA SELZER



Torsten Bertram, Professor am Lehrstuhl für Regelungssystemtechnik:

Der typische Wissenschaftler denkt in Forschung und Lehre deutlich voraus. In der Mode hinkt er dafür Jahrzehnte hinterher – sollte man meinen. Nicht so Torsten Bertram von den Elektrotechnikern. Das verstaubte Image des Hochschulprofessors trifft auf kaum einen Prof weniger zu als ihn. In dunkler Jeans und weißem Hemd schreitet er durch die tristen Gänge des Physikgebäudes wie über einen Laufsteg. Der Blickfang an diesem Tag: ein schwarzer Gürtel von Hermès mit silberner Schnalle in Form eines „H“.

Auch an anderen Tagen versucht Bertram, den grauen Alltag der Studenten mit ein bisschen Farbe aufzuhellen. Seine Chino-hosen hat er zu deshalb gleich in drei Farben erworben: rot, grün und blau.

Bei der schwierigen Wahl des Outfits ist er zum Glück nicht auf sich allein gestellt. „Am liebsten gehe ich mit meiner Frau einkaufen“, erzählt Bertram – und das nicht irgendwo, sondern in seiner Heimatstadt, der Modemetropole Düsseldorf.

Den legeren Kleidungsstil der Dortmunder Studenten hält Torsten Bertram für verbesserungswürdig. Er wünscht sich etwas mehr Eleganz. Besonders beeindruckt hat ihn die Kleidung der Studentinnen in Russland, die er bei einem Forschungsprojekt betreuen durfte. „Die jungen Damen dort sind immer sehr schick angezogen und tragen stets hohe Schuhe“, schwärmt Bertram. Bei solch mühevollen Styling entsteht zumindest nicht die Versuchung, gleich im Schlafanzug in die Uni zu kommen. Und wer auf High Heels Experimente durchführt, beweist zumindest Leidenschaft.

Walter Krämer, Statistikprofessor:

In Jeans, Karohemd und mit grauem Schnauzbar bestreitet Walter Krämer seit Jahren den Uni-Alltag. Sein Stil hat sich bewährt und ist dabei durchdacht als mancher Student vermuten würde. Denn Walter Krämer kennt nicht nur die meisten Statistiken zum Thema Mode. Er hat seinen Kollegen vor allem eines voraus: eine hauseigene Modedesignerin, die seine Klamotten aussucht. Und damit Doris Krämer bei der Kleiderwahl stets mit Expertenrat zur Stelle ist, hat er sie gleich geheiratet.

Expertenauskunft in Stylingfragen kann Krämer selbst vor allem zu einem Thema beantworten: den Barttrends der letzten 50 Jahre. Dem Vollbart hat er seit seiner Zeit als Hippie in Marokko abgeschworen. So genannte Chaplin-Bärte hält er für den schlimmsten Trend der letzten

Jahrzehnte. Seit über 45 Jahren ist er dem vollen Schnauzer an der Oberlippe treu geblieben. Grundsätzlich gibt es allerdings keinen Bart, von dem er Studenten im Uni-Alltag abraten würde.

Dafür warnt er vor Jogginghosen in Prüfungen: „Das Tragen einer Jogginghose kann schnell als Desinteresse am Seminar oder der Prüfung aufgefasst werden.“ Außerdem sei es enorm, wie Äußerlichkeiten die Wahrnehmung beeinflussen könnten, meint Krämer. „Es gibt Studien zum Thema Sympathie und Antipathie durch die äußere Erscheinung. Dort bekamen blonde Frauen in Prüfungen bessere Noten als brünette.“ Wer sich die Haare also nicht umfärben möchte, denkt über die Jogginghose in Zukunft vielleicht zweimal nach.



Claudia Sassen, Germanistikdozentin:

Schwarz, enganliegend und am besten aus Leder – etwas anderes kommt Claudia Sassen so schnell nicht in die Einkaufstüte. Im Gruftstil, mit einem Hauch von Punk, fühlt sie sich am wohlsten. Doch ein solcher Look will gut kombiniert sein. An Eleganz fehlt es ihren Outfits nie, denn hohe Stiefel und eine schwarze Bluse verleihen den notwendigen Chic.

Modebewussten Studenten möchte sie vor allem eines mit auf den Weg geben: Mut zu Schwarz. In dieser Farbe laufe es sich einfach besser über den Campus, findet die Germanistikdozentin. Ihre Liebe zu Schwarz führt sie selbst auf die „hormonelle Stimmung“ in den 1970er und 1980er Jahren zurück. Die Punkkleider von damals hat sie bis heute nicht abgelegt. Schließlich haben ihr die Lieblingsklamotten sogar im Bewerbungsgespräch an der Uni Glück gebracht. Es muss eben nicht immer ein

Blazer sein. Studenten, die ihre Karriere auch nach dem Abschluss an der Uni sehen, rät sie allerdings von der schwarzen Kluft ab: „Beim Tafelwischen habe ich regelmäßig weiße Sprenkel auf meinen Sachen.“ Deshalb hat sie sich neuerdings vorgenommen, ihren Kleiderschrank durch ein paar weiße Teile aufzustocken. Das erste Etappenziel: eine coole weiße Jacke zu finden – natürlich aus Leder.

Wer Frau Sassen bei dieser Suche unterstützen möchte und weiß, welcher Laden das fetzigste Teil verkauft, möge sich vertrauensvoll an die Redaktion wenden. E-Mail: post@pflichtlektuere.com





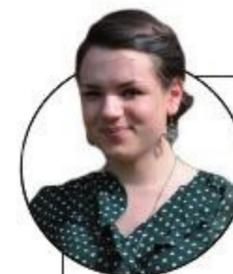
Joost Barrssen, Doktorand am Institut für Anglistik und Amerikanistik:

Beim Thema Mode steht Joost Barrssen für lässigen Chic. Am liebsten kombiniert der gebürtige Niederländer Jeans und T-Shirt mit einem Jackett. Das ist nicht nur bequem, sondern auch schön anzusehen. Während der Arbeit an seiner Promotion bleibt nicht viel Zeit für Einkaufstouren. Seine Klamotten besorgt er sich deshalb eher online als auf dem Westenhellweg.

Wenn es um hilfreiche Shoppingtipps geht, redet Barrssen nicht lange um den heißen Brei herum: „Meine Lieblingsmarke ist Abercrombie & Fitch.“

An kaum einem Tag ist er ohne ein Kleidungsstück des amerikanischen Labels anzutreffen. Für die Liebingsachen nimmt er schließlich eine weite Reise auf sich: Mindestens einmal im Jahr fliegt Barrssen in die USA und macht dort die örtlichen „A&F“-Stores unsicher. „Die Sachen sind dort so viel billiger“, erklärt er. Und da sich Ersparnis und Flugkosten sonst nicht rechnen würden, nimmt er nebenbei an einigen Konferenzen teil.

Keine Frage also, dass Barrssen sich in Deutschland nicht mit den Hollister-Produkten zufrieden gibt. „In der Filiale in der Thier-Galerie bin ich noch nie gewesen“, gesteht er. Modebewussten Studenten rät er, sich in der Uni formeller zu kleiden. Mit Blazer oder Jackett im Gepäck mache man stets einen guten Eindruck. Dabei sei es völlig egal, ob man Markenkleidung trage oder eben nicht. Glaubt man Barrssen, gibt es beim lässig-elegantem Look nur eine Modefalle: das Tragen von Ugg Boots.



Wie viele Dozenten in origineller Kleidung herumlaufen, hat unsere Autorin Alexandra Selzer überrascht. Dass die Männer mehr modischen Mut beweisen, findet sie schade. Dennoch ist sie überzeugt, dass Frauen wie Claudia Sassen nachziehen.

OMAS HAUSHALTSTIPPS



Früchte mal anders

Irgendwelche kleinen Haushaltstipps kennen wir alle – von Mama früher aufgeschnappt, klappen die heute bei uns in der WG auch. Aber Oma kann das alles noch viel besser. Deswegen erklärt unsere Redaktionsomi Liesel praktische Kniffe, die beim Putzen, Kochen und ganz allgemein im Haushalt helfen.

TEXT LUISA HESS FOTOS MIRIAM WENDLAND

Für Kaffee und Kuchen ist schon gedeckt. Warm scheint die Sonne in den Garten unserer Redaktionsgroßeltern. Eigentlich sollte Oma Liesel Studenten Tipps zum Einkochen von Obst geben. Doch dann serviert sie eine Flasche trübroten Pflaumenwein – selbstgemacht. Auch von Rumtopf und Aufgesetztem ist die Rede. Wir werden neugierig und fragen nach.

Aufgesetzter, was ist das eigentlich? „Wenn man zu viel davon trinkt, ist man ein Hingeknallter“, antwortet Liesels Mann Werner und lacht. Bei Liesels Spezial-Getränk werden Früchte mit Zucker und Hochprozentigem in einer Flasche „aufgesetzt“. Schließlich müssen Spirituosen nicht immer nur gekauft werden. Selbstgemacht kann man dem Aufgesetzten seine individuelle Note verleihen – mit Beeren aller Art. Auch beim Alkohol hat man die Wahl. „Korn schmeckt sprittiger, Wodka etwas milder“, sagt Liesel.

Auf Partys ist der Rumtopf eine einfache und abwechslungsreiche Alternative zum üblichen Alkohol aus dem Supermarkt. In Liesels Tontopf passen mehrere Liter des Getränks. Auch hier kann zwischen Früchten jeder Geschmacksrichtung gewählt werden. Ein paar Flaschen Rum und Zucker dazu geben und ziehen lassen: fertig.



Die Herstellung des Pflaumenweins ist hingegen aufwändiger. Ein Gäraufsatz ist dafür unerlässlich. Vor allem saftige Früchte eignen sich gut für den Wein. Liesel hat es auch schon mit Stachelbeeren probiert. Dazu einfach das Obst zerdrücken, Hefe, Zucker und Wasser zugeben und dann so lange abwarten, „bis es im Glasröhrchen im Gäraufsatz aufhört zu blubbern.“ Das kann je nach Fruchtzuckergehalt fünf bis acht Wochen dauern. Danach kann der Wein abgesaugt, gesiebt und in Flaschen gefüllt werden. „Je länger der lagert, desto besser wird er“, erzählt Liesel.

Im letzten Jahr hat Liesel 25 Liter Pflaumenwein hergestellt. Einige der Flaschen hat sie verschenkt. „Es muss aber auch immer noch etwas für uns übrig bleiben“, sagt Werner und zwinkert.



Redaktionsoma
Liesel wohnt mit ihrem Mann in Witten in einem Haus mit großem Garten. Hier trinken sie gerne mit den Nachbarn das ein oder andere Glas Pflaumenwein und genießen die Altersteilzeit.

Ihr könnt unserer Redaktionsoma Fragen rundum alltägliche Probleme stellen. Schickt einfach eure Frage an redaktionsoma@gmail.com.

MEHR SCHEIN ALS SEIN

Studenten wohnen, reisen und essen günstiger und auch beim wöchentlichen Discobesuch sparen sie – Rabatten sei Dank. Montags geht es dann zurück von der Tanzfläche in den Hörsaal.

Einige verzichten jedoch auf diesen Teil des Vergnügens: die Scheinstudenten.

TEXT LISA BENTS ILLUSTRATION SIMON SCHMITZ

Robin* wohnt seit fünf Jahren im Wohnheim mitten auf dem Campus der TU Dortmund. Die Küche beherbergt palettenweise Bier, die Krümel vom Frühstück liegen noch auf dem Tisch. Typisch Student eben. Morgens um acht Uhr macht er sich mit seinem Auto auf den Weg zur Arbeit. Seit Anfang

des Jahres ist der 27-Jährige bei einer Entwicklungsfirma angestellt. Ein Studentenjob? Nein, denn sein Studium hat Robin schon hinter sich.

„Ausdrucken, ausfüllen, abschicken“

Im Oktober 2013 gab Robin seine Masterarbeit ab, Ende Januar hatte er seinen Abschluss in Elektrotechnik. „Von heute auf morgen bekam ich das Jobangebot. Eigentlich wollte ich es erst einmal ruhig angehen lassen und meinen Nebenjob an der Fakultät weiter machen“, sagt er.

Doch dann war es auf einmal vorbei mit der freien Zeit, denn das Angebot für einen Vollzeitjob

wollte er sich nicht entgehen lassen. Auch die entspannte Suche nach einer eigenen Wohnung rückte in den Hintergrund. „Da der Wohnvertrag für das Wohnheim noch bis Ende September lief, habe ich mir keinen Stress gemacht“, meint er. Als von der Uni die E-Mail mit der Aufforderung für die Rückmeldung zum Sommersemester im Postfach lag, entschied er sich gegen die Exmatrikulation. Um seinen Wohnheimplatz bis zum September zu sichern, stellte er einen Antrag auf einen Studiengangwechsel: „Das war wirklich mehr als einfach. Einen Zettel ausdrucken, ausfüllen und abschicken.“ Seitdem studiert Robin Informatik – zumindest auf dem Papier, denn zu Vorlesungen geht er nicht.

Immer mehr Absolventen möchten auch nach ihrem Abschluss nicht auf die Vorteile des Studenten-Daseins verzichten und schreiben sich deshalb neu ein. Die TU Dortmund geht



jedoch davon aus, dass nur Einzelne ohne das Ziel eines Studienabschlusses eingeschrieben sind. „Statistiken darüber gibt es nicht“, sagt TU-Sprecher Martin Rothenberg. Ein wirtschaftlicher Schaden entstehe für Universitäten dadurch nicht. Im Gegenteil: Eine hohe Studentenzahl wirke sich sogar positiv auf Fördergelder aus. Rothenberg ist sich aber sicher, dass diese Zahl nicht durch einzelne Scheinstudenten steigt, sondern durch den doppelten Abiturjahrgang und dadurch, dass sich mehr Schulabgänger durch gute Noten für ein Studium qualifizieren.

Es ist verständlich, dass man die Vorteile, die man als Student genießt, nicht mehr missen möchte. Ob das Essen in der Mensa zu diesen Vorteilen gehört, darüber scheiden sich die Geister. „Mensa-Essen war noch nie so mein Ding“, sagt Robin. Auch die Vorteile, die man als Student bei Krankenversicherungen hat, spielen für ihn, aufgrund seines Jobs, keine Rolle. Kindergeld bekommt er nicht mehr. Ein großes Plus ist in seinen Augen das Semesterticket. Obwohl Robin neben eigenem Auto auch ein Motorrad besitzt, nutzt er die öffentlichen Verkehrsmittel, um in die Stadt zu kommen. Kein Wunder also, dass ein Scheinstudium für junge Leute attraktiv wirkt, denn der Nahverkehr ist teuer.

Großes Plus: Semesterticket

235,02 Euro Studiengebühren fallen pro Semester an der TU an. Im europäischen Vergleich ist das ein echtes Schnäppchen. 156,16 Euro gehen davon an den Verkehrsverbund Rhein-Ruhr (VRR) für das Semesterticket. Mit dem ausgedrucktem DIN A4 Zettel können Studenten quer durch Nordrhein-Westfalen reisen und nach 19 Uhr und am Wochenende sogar jemanden mitnehmen. Ein Ticket 2000 kostet im Abo 140 Euro im Monat (Preisstufe D, übertragbar, Fahrradmitnahme). Im Halbjahr kommt man auf rund 840 Euro, also deutlich mehr als ein TU-Semesterticket. „Das Semesterticket unterscheidet sich von den anderen vom VRR angebotenen Tickets. Es beruht auf einem Solidarmodell“, erklärt Sabine Tkatzik vom VRR. Solidarisch

deshalb, weil alle Studenten das Ticket bezahlen, unabhängig davon, ob sie es auch nutzen. Das erklärt laut Tkatzik den günstigen Preis, der jedoch wie alle Tarife Preisanpassungen ausgesetzt ist. Ist das Ticket erst einmal bezahlt, ist es dem VRR egal, wie regelmäßig die Studenten die Uni wirklich besuchen. Scheinstudenten aufzudecken stehe weder in der Macht des VRR, noch habe er ein Interesse daran, sagt Tkatzik.

Alles Betrug oder gar nichts Verbotenes?

Auch Laura aus Bielefeld möchte nicht darauf verzichten, günstig zu fahren. Sie überbrückt den Zeitraum zwischen Bachelor und Master mit einem Semester Physik und sichert sich damit das begehrte Ticket und das monatliche Kindergeld. Für sie war das Scheinstudium die ideale Lösung, um nicht für jede Busfahrt zahlen zu müssen. Mit physikalischen Gesetzen hat Laura wenig am Hut, ausschlaggebend war bei der Studienwahl nur die NC-Freiheit. Robin entschied sich ebenso für einen NC-freien Studiengang. Ein schlechtes Gewissen, anderen den Platz wegzuschnappen, hat er nicht: „Auf NC-freie Studiengänge ist ja kein Andrang“, sagt er. Auch die Reaktionen von Freunden und Familie waren gelassen – an Betrug denke da niemand, auch wenn das in den Medien immer öfter so dargestellt werde. Robin hat nicht das Gefühl etwas falsch zu machen: „Sich einzuschreiben ist ja nichts Verbotenes.“ Oder doch?

Auf die Stirn schreiben würden die beiden es sich zumindest nicht und das ist auch gut so. Denn auch, wenn Universität und VRR keinen wirtschaftlichen Schaden durch die Scheinstudenten sehen, so ist es letztlich „eine Frage der Akzeptanz“, sagt Rechtsanwalt Hans-Peter Maas. „Wenn der VRR sagt, wir akzeptieren das und nichts dagegen tut, ist das die eine Sache, strafrechtlich sieht es aber ganz anders aus.“ Legen es die Scheinstudenten ausschließlich und zielgerichtet darauf an, bei Versicherung und Ticket zu sparen, so könne man von



Betrug ausgehen. Kindergeld, das man auf diese Weise weiter erhält, wäre sogar ein Sozialbetrug. „Das ist allerdings sehr auf den Punkt gebracht“, sagt Maas, denn in der Realität sei es unwahrscheinlich, dass einzelnen Fällen nachgegangen werde und den Scheinstudenten ihre eigentliche Intention bewiesen werden könne. Brächte man einen Fall jedoch zur Anklage, würde die Staatsanwaltschaft ein Vermittlungsverfahren einleiten, um die genauen Hintergründe festzustellen, sagt Maas. Vor Gericht musste sich bis jetzt allerdings noch kein Scheinstudent verantworten.

Grünes Licht also für Sparfüchse? Was bleibt, ist vielleicht das schlechte Gewissen. Zumindest bei Laura und Robin ist das Scheinstudium nur eine Zwischenlösung, die den aktuellen Lebensumständen geschuldet ist. Robin zieht Ende September um und lässt das Uni-Leben endgültig hinter sich. Obwohl er sich immer sehr wohlgeföhlt hat im Wohnheim, nicht zuletzt wegen „der hübschen Studentinnen direkt nebenan“.

pl

**Name von der Redaktion geändert*



Lisa Bents ist sich jetzt erst richtig bewusst geworden, wie schön das Studenten-Leben ist. Über ein oder zwei Euro mehr für das Semesterticket wird sie sich ganz sicher nicht mehr beschweren.



DER ADMINISTRATOR

Dominik Wolff ist Administrator der TU-Facebookgruppe - nachdem er zunächst selber rausgeworfen wurde. Jetzt überprüft er selbst die Beitrittsanfragen und Posts. Wie das genau geht und welche Regeln er dabei beachten muss, erzählt er im Interview. Uns gefällt das.

TEXT LUISA HESS FOTOS TINA BERGHAUS

Sie ist ein Ort des Austausches; Neues und Altes über das Uni-Leben wird hier verbreitet: Die TU-Dortmund-Gruppe auf Facebook. Auch Werbetreibende haben das Potenzial der Plattform entdeckt. Dagegen wollen sich die Administratoren der Gruppe jedoch wehren. Dominik Wolff, Masterstudent für Bio-Ingenieurwesen an der TU, ist einer von ihnen.

Dominik, du bist Administrator der TU-Dortmund-Gruppe auf Facebook. Was ist das eigentlich?

Die Administratoren, im Moment sind wir drei, sind dafür zuständig, neue Personen zu kontrollieren, die in die Gruppe aufgenommen werden wollen. Außerdem moderieren wir, indem wir User ermahnen, die sich in Beleidigungen verrennen. Das kommt aber zum Glück sehr selten vor. Viel wichtiger ist es, Werbung und Spams aus der Gruppe herauszufiltern. Dabei muss unterschieden werden, welche Werbung unirelevant ist und welche nicht. TU-interne Angebote wie Lernwerkstätten oder Fachschaftsparties sind grundsätzlich immer gut. Schlecht ist hingegen, dass es eine zunehmende Anzahl an kleinen und großen Firmen und Diskotheken gibt, die über Social Media Studenten erreichen wollen. Teilweise mit relevanten Themen, teils aber auch recht plump.

Plump – was meinst du damit?

Zum Beispiel irgendein Spam (unerwünschte Werbung; Anm. d. Red.) für Möchtegern-Kredite, der mit Google Translate übersetzt wurde. Den lösche ich sofort.

Wie bist du zu dieser Aufgabe gekommen?

Zunächst war ich selbst Mitglied in der Gruppe. Vergangenen August habe ich einen Artikel von Spiegel-Online gepostet, in dem es darum ging, dass unsere Uni-Rektorin (Prof. Dr. Ursula Gather; Anm. d. Red.) neue Vorsitzende des Kuratoriums der Krupp-Stiftung geworden ist. Kurz darauf wurde der Post gelöscht und ich aus der Gruppe geworfen. Ich habe dann den damals zuständigen Administrator gefragt, warum er mich denn gelöscht hat. Für

ihn hatte der Artikel keinen Bezug zur Uni und würde deshalb nicht in die Gruppe passen. Außerdem gäbe es zu wenige „Admins“ und für Verwarnungen bliebe keine Zeit. Daraufhin habe ich angeboten, selbst mitzuhelfen und bin Administrator geworden.

Einfach so? Kann also jeder Administrator werden?

Ja, schließlich ist das kein Aufwand und wenn ich abends eh bei Facebook bin, kann ich auch das schnell machen. Grundsätzlich darf jeder Admin werden. Das ist wirklich etwas unübersichtlich, aber schließlich sollten auch möglichst viele verschiedene Leute darüber urteilen können, was unirelevant ist und was nicht. Das Problem bei dieser Regelung ist jedoch, dass bei zu vielen Admins wiederholte Spams vielleicht nicht erkannt werden würden oder sich keiner mehr für deren Löschung zuständig fühlen würde. Im Moment sind wir ja aber eh nur zu dritt.



Du steckst also nicht viel Zeit in deinen Admin-Job?

Nein, wirklich nicht (lacht). Pro Tag ist die Aufgabe in etwa

zwei Minuten erledigt. Meistens muss ich auch nur etwa drei Spams pro Tag löschen. Warum ich damals gleich aus der Gruppe geworfen wurde, habe ich auch nicht verstanden. Ich selbst habe noch nie jemanden gelöscht, der etwas in die Gruppe geschrieben hat. Wer keine unirelevanten Sachen postet oder sogar Spams verbreitet, wird eigentlich immer zuerst verwarnt.

Gibt es denn feste Regeln, an die man sich als Admin halten muss?

Nein, es gibt keine vorgegebenen Vorschriften. Es ist eher eine Art ungeschriebenes Gesetz, dass man nachschaut, welche Leute zugelassen werden wollen. Falls die Profile für Fremde blockiert sind, gebe ich im Zweifel trotzdem eher mein OK. Themen, die gepostet werden, sollten natürlich auch einen gewissen Bezug zur Uni haben.

Findest du es nicht seltsam, dass die Gruppe nur rund 3.760 Mitglieder hat, obwohl es an der TU Dortmund aktuell über 31.000 Studierende gibt?

Dafür habe ich leider keine Erklärung. Ein Grund ist wahrscheinlich, dass sich die einzelnen Studiengänge eher in separaten Gruppen austauschen. Unwissenheit über die Existenz der Gruppe oder kein Interesse daran spielen sicherlich auch eine Rolle. Und schließlich ist auch nicht jeder bei Facebook.

Welchen Sinn und Zweck hat die Gruppe deiner Meinung nach und was würdest du dir in Zukunft für ihren Nutzen wünschen?

Ich sehe die Gruppe als eine Art zentrales „Schwarzes Brett“. Damit sollen auch Leute erreicht werden, die gerade nicht vor Ort an der TU sind. Die Gruppe ist also ein inoffizielles Info-Portal für alle TU-Studis. Für die Zukunft würde ich mir mehr Themen zur Uni-Politik und ihrer Selbstverwaltung wünschen. Dass also AStA, StuPa und andere Gremien mehr über ihre Arbeiten berichten. Außerdem mangelt es der Gruppe an einem studiengangübergreifenden Austausch. Es wäre schön, wenn mehr über unipolitische Themen diskutiert werden würde. Leider gibt es aber einfach zu wenige dieser Themen, die alle interessieren.



Auch Autorin Luisa Heß ist Mitglied in der TU-Dortmund-Gruppe auf Facebook. Dominiks Wunsch nach mehr Themen, die die ganze Uni betreffen, teilt sie. Denn wirklich genutzt hat ihr die Mitgliedschaft bisher nicht. Schade eigentlich.



TRAUM TÄNZERIN

TEXT ANNIKA FRANK FOTOS MIRIAM WENDLAND

Von 8 bis 21 Uhr Harmonielehre, Marketingplanung, Gesangsunterricht und Modern Jazz: ein Stundenplan einer Akademie für Darstellende Künste in New York? Nein, Jessica Trocha studiert an der TU Dortmund und puzzelt sich nebenbei ihren Traum vom Ruhm im Ruhrpott zusammen.

Ein Gemeindehaus in Altenessen: Musical-Plakate hängen an den Wänden. Liebevoll dekorierte Tische stehen im Saal verteilt. Passende Stühle sind in Richtung einer großen dunklen Bühne gerichtet. Vierzig Akkordeonspieler und ein Dirigent stecken mitten in der Probe. Links von ihm steht die Solosängerin Jessica Trocha und verzieht ihr Gesicht. „Ahh!“ – Gesichtsdehnübungen zum Lockern vor dem Auftritt.

Ihre langen, braunen Haare hat sie hochgesteckt, dezentes Make-up. „Das macht sie gerne selbst. Sie hat sich schon immer gerne zurechtgemacht“, erzählt ihre Mutter. Jessicas Eltern begleiten sie so oft es geht zu ihren Auftritten. Beim Konzert mit dem Akkordeonorchester Altenessen wirken sie wie ein eingespieltes Team. Während Jessicas Mutter das gebügelte Kleid zur provisorisch eingerichteten Maske in

einen Besprechungsraum bringt, stellt ihr Vater schon die Kamera ein, um den Auftritt seiner Tochter festzuhalten.

Liegen die musikalischen Gene in der Familie? Jessicas Oma war eine ausgebildete Opernsängerin. Beide haben sich aber nicht sehr gut gekannt. Ihre musikalische Leidenschaft wurde ihr also eher vererbt als zu Hause eingepflegt. Musik gab es in Jessicas kleiner Familie trotzdem: „Papa hat zu Weihnachten oft sein Akkordeon oder Keyboard rausgeholt, das war immer total gemütlich“, erzählt Jessica, während sie ihr Make-Up vor dem Auftritt auffrischt. Auch ihr Freund Jonas ist an diesem Abend dabei. Beim Song „On my Own“ aus dem Musical Les Misérables begleitet er Jessica auf dem Klavier. Mit dem gleichen Stück hat sie im vergangenen Jahr beim Marler Gesangswettbewerb zur Förderung der Jugendmusikkultur den zweiten Platz erreicht.

Jessica guckt sich noch einmal die Texte der Musicalstücke an, bei denen sie die Akkordeonspieler heute begleiten wird. „Eigentlich kann ich die auswendig, aber für ein Lied muss ich mir einen kleinen Spicker schreiben. Den darf meine Mutter nur nicht sehen ...“, verrät Jessica und schmunzelt. Ob ihre Mutter ihre härteste Kritikerin ist? „Nein, das bin ich selbst. Vielleicht die Zweithärteste.“ Das bestätigt auch Jonas: „So richtig zufrieden ist Jessi selten. Sie ist eben durch und durch Perfektionistin.“

Beim Training statt in der Mensa

„Die Beine ganz weit strecken beim Sprung! Körperspannung! Genau so Victoria!“ Die zwischen acht und zwölf Jahre alten Kinder der Tanzgruppe Skylights wuseln neben Jessica durch die Sporthalle in Marl. Hier trainiert sie einmal in der Woche die kleinen



Skylights und zwei weitere Kindergruppen im Tanzen. „Da muss ich meine Augen immer überall haben. Ich hab schließlich die Verantwortung für die Kleinen“, sagt Jessica. Die Skylights sind die ältesten Kinder, die Jessica betreut. Als Übungsleiterin animiert sie die Drei- bis Fünfjährigen, wie Katzen zu schleichen, oder wie Elefanten zu trampeln. Mit den Älteren macht sie schon Grundlagen-Training, bietet Choreografien und Tanzen nach Video-clips von Stars an. Damit liegt sie bei den Dritt- und Viertklässlerinnen genau richtig: „Habt ihr denn Wunschlieder für unseren nächsten Tanz?“ „Jaaaa, auf jeden Fall was von Rihanna!“ Die Musik kommt von Jessicas mitgebrachtem MP3-Player.

Musik, Mathe und der Märchenprinz

Jessica fährt direkt nach der Uni nach Marl und nach den drei Trainings zur TU zurück: Schlagzeugunterricht in den Uni-Musikräumen der Emil-Figge-Straße 50. Bei so vielen Baustellen muss nicht nur alles perfekt durchgeplant sein, auch die innere Verfassung muss passen. In der Marler Turnhalle läuft jetzt Instrumentalmusik. Jessica sitzt mit den Kindern in einem Kreis und macht Dehnübungen. Die sind beim Tanzen schließlich noch wichtiger als beim Singen. Und während man der nahezu unermüdlichen Jessica bei ihren bedächtigen Übungen zusieht, scheint

sie ihre innere Energie regelrecht wieder aufzuladen. Diese beruhigende Kraft strahlt sie auch auf die Kinder aus, auch wenn die bedächtige Stimmung nicht lange vorhält.

„Wer kann denn alles einen Spagat?“, fragt sie in die Runde. „Aber langsam, einer nach dem anderen.“ Jedem der Kinder wird hier eine kleine Bühne geboten. Eins der Mädchen guckt traurig auf ihre Beine, so richtig klappt der Spagat noch nicht. „Das war bei mir am Anfang auch so. Das ist einfach Übungssache! Nächste Woche kommst du schon wieder ein Stück weiter“, tröstet sie das Mädchen.

Jessica spricht aus Erfahrung. Denn bis zum Auftritt bei einem ausverkauften Konzert war es auch für sie ein langer Weg. Ihr großer Traum ist es, eine Musical-Schule zu besuchen. Doch die Aufnahmekriterien sind sehr streng. „Man hat nur zwei Mal im Leben die Chance, sich zu bewerben“, sagt 21-Jährige. Bei ihrem ersten Versuch vor etwa einem Jahr an der Folkwang Musikhochschule in Essen ist sie nur in Runde zwei von drei gekommen. Das nächste Mal will sie es erst nach ihrem Studienabschluss versuchen. Weil sie nach ihrem Schulabschluss 2012 noch nicht ausreichend ausgebildet war, hat sie sich damals für Angewandte Literatur- und Kulturwissenschaften eingeschrieben. Durch die vielfältigen Wahlmodule und eine geschickte Komplementfächerwahl

schaftt sie es so, ihrem Traum Stück für Stück näher zu kommen.

Ihr erstes Nebenfach ist Wirtschaft. „Für freie Künstler ist die Selbstvermarktung ein wichtiger Teil der Arbeit. Außerdem bekommt man durch die wirtschaftlichen Grundlagen nochmal eine ganz andere Perspektive auf die Dinge“, sagt Jessica. Das zweite Nebenfach ist Musik. In „Harmonielehre“ lernt sie zum Beispiel die Basis der Musiktheorie kennen. „Das ist trockener Stoff“, erklärt Jessica. „Man kann das vielleicht am ehesten mit Mathe vergleichen. Das braucht man zwar nicht direkt fürs Leben, aber es hilft doch beim gesamten Musikverständnis.“ So ist sie nach dem Abschluss des Seminars zum Beispiel in der Lage, eine Klavierbegleitung für eigene Stücke zu schreiben. Neben ihr sitzen Lehramtsstudierende und Musikjournalisten, wie auch ihr Freund Jonas. „Jonas ist mir gleich im ersten Semester aufgefallen... Ich ihm dann im Zweiten ...“, sagt Jessica und grinst.

Bis zu fünf Stunden Schlaf sind drin

Und jetzt ist er immer mit dabei. Als die beiden beim Konzert mit dem Akkordeonorchester auftreten, suchen sie auf der Bühne immer wieder den Blickkontakt zueinander. Und auch nach Einzelauftritten schaut Jessica mit einem erleichterten Strahlen immer zuerst zu Jonas im Publikum.

Bei der „Extraschicht“ an der Zeche Zollverein in Essen ist Jessica gebucht. Es ist kurz vor Mitternacht und sie steht in Jacke und Schal auf einer der Bühnen und wartet auf ihren Einsatz. „Das ist der späteste Auftritt, den ich je hatte“, erklärt sie. Müde oder kaputt wirkt sie trotzdem nicht. Obwohl Jessica vom Morgen bis zum Nachmittag noch ein Seminar belegt hat: Theaterkritik. Da darf sie selbst Auftritte beurteilen und das Geschehen von außen betrachten, auch wenn sie sonst gerne im Mittelpunkt steht. „Bei Jessis Bewertungen merkt man immer, dass sie ein totaler Gefühlsmensch ist“, erklärt Jonas. Er selbst ist eher ein Klassik- als ein Musical-Fan, und die beiden versuchen sich gegenseitig zu begeistern. Für Jessica stehen Musicals aber wohl immer an erster Stelle. Wie sie dazu gekommen ist? „Meine erste Musical-CD bekam ich von meiner Mutter, als ich sieben war. Die Musik geht irgendwie einfach direkt ins Herz. Oh Gott, das klingt so kitschig ...“, sagt Jessica. Fünf Stunden Schlaf gönnt sie sich zwischen Extraschicht-Auftritt und einem Casting für den Nachwuchs der eigenen Jazz-Modern-Gruppe „elation“ am nächsten Morgen. „Das muss man lieben. Sonst fehlt einfach die Kraft, morgens früh aus dem Bett zu springen.“ Ob sie nie schlechte Laune hat? „Nein, im Gegenteil! Ich bin sehr launisch. Wenn ich morgens aufstehe, sollte man mich besser erst mal in Ruhe lassen.“

Ein weiter Weg bis zur Musical-Ausbildung

Drei Studienfächer, zweimal in der Woche Gesangsunterricht, dreimal Kindertraining, dazu noch eigenes Tanztraining und Schlagzeugunterricht. Einen persönlichen Manager für ihre Termine braucht die 21-Jährige bis jetzt nicht. Während des Interviews erhält Jessica die nächste Anfrage: zum Einsingen von Kinderliedern für eine CD. „Solche Aufträge machen mir total Spaß“, meint sie. Trotzdem: Bleibt da nichts auf der Strecke? „Meine Wohnung sieht im Moment wirklich schlimm aus“, beichtet Jessica. Freunde und Familie beschwerten sich aber nicht. Ihr Traum ist es, von ihrem Hobby leben zu können. „Natürlich wäre es wahnsinnig toll,



irgendwann selbst auf der großen Musical-Bühne zu stehen. Auch Musical-Management wäre ein Bereich, in dem ich mich absolut sehen könnte.“ Und vielleicht werden ja Jessicas kleine Nachwuchstänzer bald sogar zu ihrem eigenen Gesang schleichen und trampeln.

Ab September singt, tanzt und musiziert sie während eines Auslandssemesters in Krakau. „Ich bin schon auf der Suche nach geeigneten Tanzschulen vor Ort. Die Choreographien von meinen Modern-Jazz-Mädels bekomme ich dann bei WhatsApp übermittelt“, erzählt Jessica. Außerdem wird sie sich auch in Krakau auf den „Jugend-musiziert-Wettbewerb“ im Januar nächsten Jahres vorbereiten. Denn auch wenn Jessica ihre wohlverdienten Semesterferien genießt, freut sie sich umso mehr, wenn es wieder los und vor allem richtig rund geht in ihrem bunten, wenig alltäglichen Alltag.



Autorin Annika hat das Multitalent über drei Monate immer wieder begleitet und kam dabei auch in den Genuss von diversen Auftritten und Trainings. Trotz intensiver Anleitung der achtjährigen Tänzerinnen kann sie leider bis heute keinen Spagat.

Ihr wollt Kultur, Action und Abenteuer? Wir gehen mit dem NRW-Ticket bis ans Limit und nehmen euch mit auf eine Reise durch das Ruhrgebiet und darüber hinaus.

TEXT MORITZ MAKULLA FOTOS DORTMUND KULTURVERNÜGEN

Auf dem Adlerturm steht der Nachtwächter und bläst in sein Horn: Die Tour durchs mittelalterliche Dortmund beginnt. Am Fuße des Turms empfängt uns Matthias Witt in brauner Kutte und mit Hellebarde im Arm. In typischer Kleidung und mit mittelalterlicher Waffe will er uns stilecht die historischen Seiten Dortmunds präsentieren.

Vom Adlerturm aus führt Matthias Gruppen auf der zweistündigen Tour über die Kleppingstraße, durch die Berswordthalle auf den Alten Markt und schließlich zur Reinoldi- und Propsteikirche. Die gesamte Tour über bleibt Matthias seiner Rolle treu. Während mehrerer Zwischenstopps erzählt er die Geschichte Dortmunds vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit in lockeren Anekdoten, als hätte er sie selbst erlebt.

So erfahren wir, dass der Leiterwagen, auf den Dortmunds Stadtheiliger Reinoldus nach seiner Ermordung in Köln gelegt wurde, der Sage nach von ganz allein bis nach Dortmund rollte. Dieses und einige andere Wunder sollen schließlich zur Heiligsprechung des Mönches geführt haben. Zwischendurch stellt uns der Nachtwächter Fragen zur Historie Dortmunds.

Ich lerne einiges: Wer früher der Hanse, dem Bund der Kaufleute beitreten wollte, musste sich von den Mitgliedern einige fiese Streiche gefallen lassen, wurde also „gehänselt“. Oder wenn die alte Stadtbrauerei es schaffte, Bier mit viel

Alkoholgehalt zu brauen, hängten die Braumeister einen Stern oben ins Fenster. Wenn die Gäste dann nachts das Gebäude verließen und den Stern doppelt und dreifach vor ihrem Blickfeld schweben sahen, waren sie „sternhagelvoll“.

Trotz Regen herrscht beim Rundgang eine gemütliche Atmosphäre. Zu den Geschichten über die Belagerung der freien Reichsstadt Tremonia, wie Dortmund früher hieß, reicht Matthias uns Met, einen süßen Honigwein. Allein mit Hinweisen auf kleine Überbleibsel des alten Dortmunds erzeugt er eine altertümliche Atmosphäre, die sich nicht nur auf historische Gebäude stützt. Als wir am Ende der Führung am Propsteihof vor dem beleuchteten Garten des alten Dominikanerordens ankommen, frage ich mich schon fast, in welchem Jahrhundert ich gerade lebe. An einem Freitagabend mit einem Nachtwächter über den alten Markt zu laufen, ist eine fast surreale Erfahrung. Nicht nur für unser Grüppchen, sondern wohl vor allem für die vielen Kneipengänger, die sich um diese Zeit dort tummeln und schon bald den Status „sternhagelvoll“ erreicht haben.

Matthias zieht eine Menge neugieriger Blicke auf sich, muss sich aber auch regelmäßig Witze auf seine Kosten anhören.

ANFAHRT UND CO.

Treffpunkt: vor dem Adlerturm, Ostwall 51a in Dortmund

Anfahrt: von Dortmund Hbf mit der U-Bahn zum Stadtgarten

Die nächsten Termine: Freitag, 17. Oktober, 19 Uhr; Samstag, 8. November, 17 Uhr; Freitag, 14. November, 17 Uhr; Samstag, 22. November, 17 Uhr

Kosten: 14 Euro, Anmeldung nötig!

Infos: www.kulturvergnuegen.com

HINGESCHAUT

Urbane Kunst, die Grenzen sprengt: Beim Pottporus Festival im November kommen Kreative aus aller Welt nach Herne. An verschiedenen Spielorten stellen sie ihre Werke aus den Bereichen Tanz, Wort, Bild und Klang vor.

TEXT JOHANNES HÜLSTRUNG FOTO OLIVER LOOK

Der Verein Pottporus will in dem Urban-Street-Art-Festival neue Ausdrucksformen mit klassischen Choreographien verbinden. „Für unsere Arbeit spielen Trennlinien zwischen Hoch- und Subkultur, urbanem und zeitgenössischem Tanz, Bühne und Straße keine Rolle“, sagt Pressesprecherin Uta Graßhoff.

Trotz der Zusammenarbeit mit internationalen Künstlern ist den Köpfen hinter Pottporus die Verankerung in der Region wichtig. „Das Ruhrgebiet hat eine große urbane Kreativszene mit einem enormen künstlerischen Potenzial“, sagt Zekai Fenerci, Künstlerischer Leiter und Geschäftsführer. „Der Anspruch des Festivals ist es, diese hohe Qualität und die Bedeutung der Szene in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen.“ Zwischen 900 und 1500 Besucher zieht das Festival so Jahr für Jahr an.

Eine Besonderheit des Festivals sind die teils außergewöhnlichen Spielorte. In den Flottmann-Hallen Herne und im Schauspielhaus Bochum wird Tanztheater geboten. Eine Street-Art-Ausstellung zieht in den Alten Wartesaal am Bahnhof Herne ein. „Das ist ein Raum mit einer ganz besonderen Atmosphäre: freiliegendes Mauerwerk und ein unter Denkmalschutz stehendes Dachgewölbe“, sagt Graßhoff. Die Zeche 1 in Bochum wird zur Eröffnung der diesjährigen zehnten Ausgabe des Festivals eine feste Produktionsstätte von Pottporus. Gleichzeitig will das Festival auch mit Aktionen im öffentlichen Raum in Erscheinung treten. „Kunst wird im Stadtalltag sichtbar



gemacht und findet nicht nur hinter den geschlossenen Türen von Theatern und Museen statt“, sagt Graßhoff. Die Ideen reichten in den vergangenen Jahren von Flashmobs in der Einkaufsstraße über Graffiti-Jams an der RUB bis hin zu Kunstaktionen an U-Bahn-Haltestellen. Eines der größten Events des Festivals ist jedes Jahr der Ruhrpottbattle, bei dem Breakdancer gegeneinander antreten. „Vor zehn Jahren hat der Battle ganz klein angefangen, mittlerweile reisen die besten Crews aus der ganzen Welt nach Herne“, sagt Graßhoff. Außerdem wurden Künstler und Kompanien aus Frankreich und Spanien eingeladen, die mit ihren neuen Tanztheaterproduktionen Premiere feiern.

Auch Nachwuchskünstler bekommen Gelegenheit, sich zu zeigen, vor allem die des Jungen Pottporus, der Abteilung, die im Verein für die Ausbildung künstlerisch begabter Jugendlicher zuständig ist. „Das Festival ist eine Art Familientreffen durch

die Generationen“, sagt Uta Graßhoff. „International renommierte Tänzer und Choreografen wie Samir Akika oder Lorca Renoux, junge Künstler, deren Karrieren bei Pottporus begannen, und die nachwachsende Generation: Sie alle zeigen beim Festival ihr Können.“



DATEN UND PREISE

Das Pottporus Festival 2014 findet vom 6. bis zum 9. November an verschiedenen Orten statt. Der Eintritt variiert.

Die Ausstellung im Alten Wartesaal zum Beispiel ist kostenlos, der Ruhrpottbattle kostet zehn Euro. Wer Karten für mehrere Veranstaltungen des Festivals kauft, kann Sonderangebote nutzen.

Mehr Infos: www.pottporus.de



HINGEGANGEN

Die Tage werden kürzer, die Nächte wieder länger. Damit der Herbst nicht allzu sehr auf die Stimmung schlägt, bietet sich der Besuch erhellender Veranstaltungen rund um Kunst und Kultur an.

TEXT KATHARINA MEIER
FOTO THOMAS BORGBOHMER

TSCHAU
TSCHÜSSI



Böse Clowns im Dortmunder U

Du dachtest Clowns sind immer lustig? Falsch gedacht! Warum Clowns so gut in die Musik und Kunst passen und warum es in Horrorfilmen gerade ihr Grinsen ist, vor dem wir uns oft fürchten, zeigt eine Ausstellung im Hardware MedienKunstVerein (HMKV) im Dortmunder U.

Noch bis zum 27. Februar 2015, Di, Mi, Sa, So 11 bis 18 Uhr, Do und Fr 11 bis 20 Uhr, im Dortmunder U

Eintritt: 2,50 Euro

Mehr Infos: www.hmkv.de

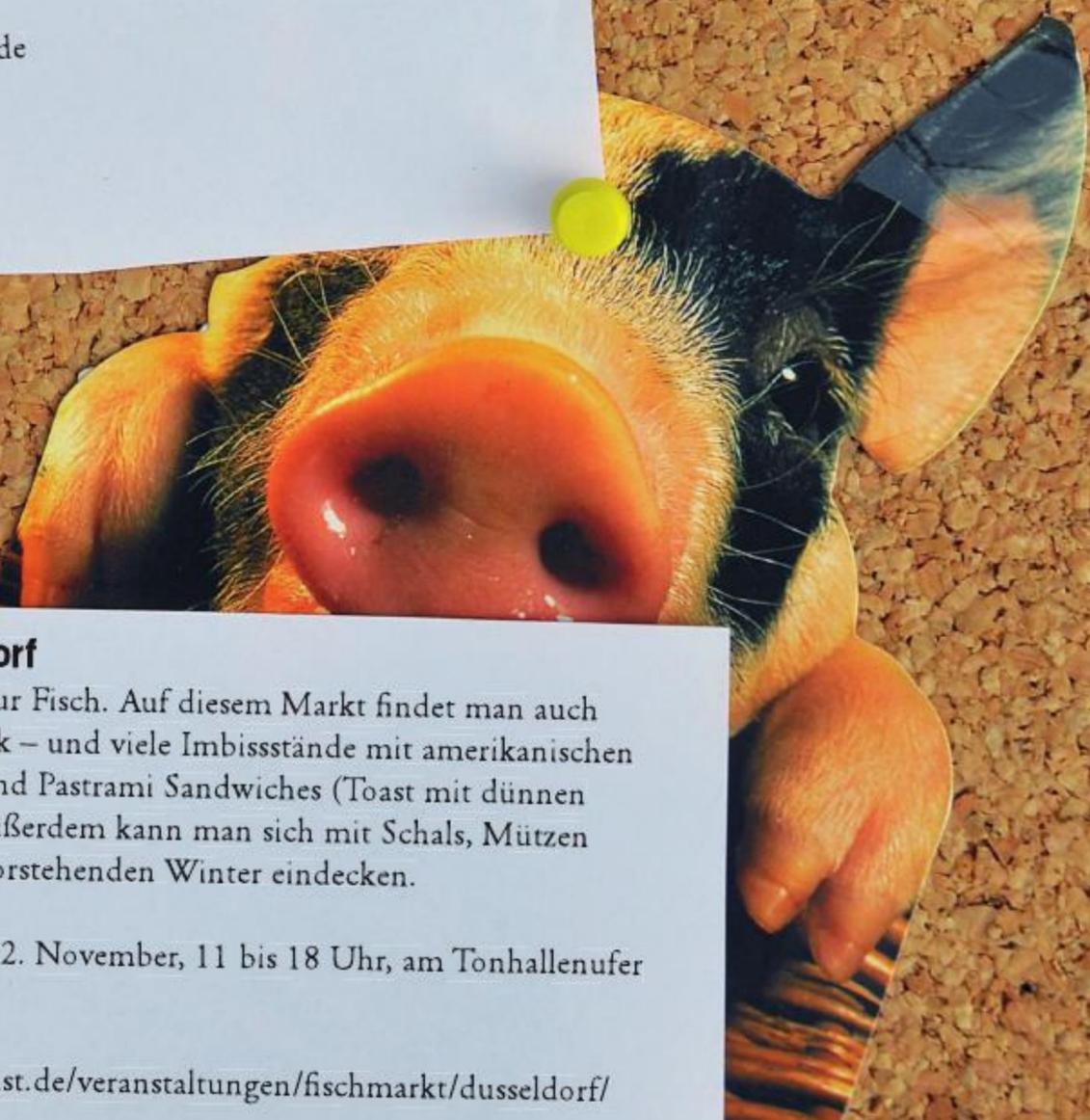


Fischmarkt in Düsseldorf

Nein, hier gibt es nicht nur Fisch. Auf diesem Markt findet man auch Schmuck, Kunsthandwerk – und viele Imbissstände mit amerikanischen Snacks wie Hamburger und Pastrami Sandwiches (Toast mit dünnen Scheiben Rindfleisch). Außerdem kann man sich mit Schals, Mützen und Ponchos für den bevorstehenden Winter eindecken.

Sonntag, 5. Oktober und 2. November, 11 bis 18 Uhr, am Tonhallenufer in Düsseldorf

Mehr Infos: www.rheinlust.de/veranstaltungen/fischmarkt/dusseldorf/



Koffermarkt „glücks.koffer“ in Münster

Nicht für Koffer, sondern für Kunsthandwerk und ausgefallene, schöne Dinge ist dieser Markt gedacht. Der Name hat lediglich mit der Präsentation der Ware zu tun: Die Aussteller bringen einen Koffer mit und zeigen darin ihre Lieblingsstücke.

- Sonntag, 26. Oktober, 11 bis 17 Uhr, An den Speichern 10 in Münster
Eintritt: zwei Euro

Mehr Infos: www.glueckskoffer.com

**10,00 €
Gutschein**

Aufklappen, Sticker aufkleben, Gutschein kassieren, immer sparen!

CD- und Schallplattenbörse in Essen

Musikfans finden hier eine große Auswahl: Die Ausstellungstische der mehr als 100 Anbieter sind zusammen rund 300 Meter lang. Alle Musikrichtungen sind vertreten. Das Angebot umfasst auch DVDs, Kassetten, Poster, Shirts, Autogrammkarten, Fan-Souvenirs und Sammlerzubehör.

- Sonntag, 2. November, 11 bis 16 Uhr, Grugahalle in Essen
Eintritt: vier Euro

Mehr Infos: www.cd-boerse.net

eventim.de



07900929246010222500

intro präsentiert
MARTERIA
Zum Stück In Die Zukunft II
Westfalenhalle
Rheinlanddamm 200
44139 Dortmund

Freitag, 28. Nov. 14, 19:30 Uhr

Block 204 links
Aufgang D

Reihe 14

Platz 12

EUR 38,90 inklusive Gebühren

eventim

Licht - Ausstellung in Unna

Bei der Ausstellung des Niederländers Jan van Munster dreht sich alles um das Thema Licht und Energie. In seinen Werken spielt das „Ich“ eine wichtige Rolle. Van Munster gehört zu den „Licht-Klassikern“ in Europa. Schon mit Anfang 20 war er in großen Museen zu sehen. Für diese Ausstellung hat er 15 Werke und Installationen aus über 50 Jahren seines Künstlerdaseins zusammengestellt.

- Noch bis Sonntag, 12. Oktober, Di bis Fr 14 bis 17 Uhr (Do bis 18.30 Uhr), Sa und So 13 bis 17 Uhr

Eintritt: acht Euro (nur mit Führung möglich)

Mehr Infos: www.lichtkunst-unna.de

**Wir
machen's**



ASTA
tu dortmund
Mit dem **Rad**
zur
TU-Dortmund

TEXTMARKER

EBERGER



Rifex **Gratis**
RR. 1 Hauchzart
Gefühlsintensiv
1 Kondom

9:30
Tennis